ORIENTIERUNG

Nr. 17 64. Jahrgang Zürich, 15. September 2000

Der kreative Umgang mit Konflikten ist ein Moment im Prozeß der Wahrheitsfindung. Die rabbinischen Schriften gebrauchen dafür den Ausdruck ‹Kontroversen um des Reiches Gottes willen›. Dies ist kein Votum für Polemik, sondern für die Wahrheitssuche. Zu allen Zeiten gibt es einen Dialog zwischen der Offenbarung und der Kultur. Tradition ist nicht die Pflege von Antiquitäten, sondern der zeitgemäße Ausdruck ‹des Glaubens, der den Heiligen ein für allemal anvertraut ist› (Jud 3). Unabdingbar ist die Übereinstimmung mit der Schrift und die Kontinuität mit der Tradition. Aber dies bedeutet nicht eine bloße Verdoppelung der Vergangenheit.» Als Erzbischof Robert Runcie in seiner Eröffnungsrede zur zwölften Lambeth-Konferenz (1988) mit diesen Worten eine theologische Bewertung von innerkirchlichen Konflikten vorlegte, befand sich die Anglikanische Kirchengemeinschaft *(Anglican Communion)* vor scheinbar unlösbaren Konflikten. Eine Schlichtung im Streit um die Zulassung von Frauen zum Priester- und Bischofsamt schien entweder nur um den Preis der Bedrohung der Kirchengemeinschaft oder des Verlusts der Autonomie der 27 Kirchenprovinzen möglich zu sein.

Robert Runcie (1921–2000)

Mit seiner Eröffnungsrede gelang es Erzbischof Runcie, eine theologische Deutung der aktuellen Lage vorzulegen und eine Atmosphäre zu schaffen, in der die erreichte Einigung (Die Frauenordination wird gegenseitig geduldet, während man weiter darüber beraten wird, ob diese, in einzelnen Kirchenprovinzen vollzogene Entwicklung von der gesamten Gemeinschaft angenommen werden könne. Im Streit um die Zulassung von Frauen zum Bischofsamt wird einerseits die Autonomie der Kirchenprovinzen bekräftigt, andererseits wird die Einsetzung einer Kommission beschlossen, welche den Prozeß der Annahme innerhalb der Anglikanischen Kirchengemeinschaft möglich machen soll) nicht nur einen entscheidenden Schritt auf dem Weg von Frauen in das Priester- und Bischofsamt bedeutete, sondern als solcher auch von allen Beteiligten akzeptiert werden konnte. In seiner Schlußansprache konnte Erzbischof Runcie darum an die während der Konferenz gemachten Erfahrungen als der Vergewisserung einer neuen Qualität kirchlicher Gemeinschaft erinnern: «Wenn wir zum Studium der Schrift, zur Feier der Eucharistie zusammenkamen, wenn wir gemeinsam gefastet und gebetet haben, wenn wir gemeinsam über das Leiden der Menschen in Südafrika und im Pazifik geweint haben; war das nun eine ‹volle› oder eine ‹partielle› Gemeinschaft? Diese Ausdrücke verweisen zwar auf existierende Probleme, trotzdem bleiben sie gegenüber den anstehenden Fragen unangemessen.» Einen vorläufigen Abschluß fand die auf der Lambeth-Konferenz von 1988 begonnene Entwicklung mit der Entscheidung der Synode der Kirche von England vom 11. November 1992 für die Frauenordination und der Bischofsweihe von Barbara Harris und Jane Dixon (USA) und Penelope Jamieson (Neuseeland) im gleichen Jahr.

Es wäre eine Mißverständnis, wenn Erzbischof Runcies Aussagen und Handlungen so verstanden würden, er hätte dabei jeweils in einem (einschränkenden) Sinn nur die inneranglikanische Gemeinschaft gemeint. Sein Engagement für die Einheit der eigenen Kirchengemeinschaft zielte gleichzeitig immer auf die größere Gemeinschaft aller Christen in allen Konfessionen. Diese Option bestimmte auch seine Gespräche mit der katholischen Kirche. Nicht weniger als fünfmal traf er innerhalb seiner elfjährigen Amtszeit (1980 bis 1991) mit Papst Johannes Paul II. zusammen. Als Papst Johannes Paul II. 1982 auf seiner Pastoralreise nach Großbritannien auch Canterbury besuchte, vereinbarten die beiden Partner, die Gespräche in der Anglikanisch-katholischen Gesprächskommission (ARCIC I) durch die Einsetzung einer neuen Kommission (ARCIC II) fortzusetzen. Während seines Rombesuches im Jahre 1989 erwähnte und bekräftigte Erzbischof Robert Runcie seinen schon während der Lambeth-Konferenz von 1988 gemachten Vorschlag, den Primat des Bischofs von Rom als «einen ‹Vorsitz in der Liebe› im Dienste der Einheit aller Kirchen in der Vielfalt ihrer Sendungen» nach dem Prinzip gegenseitiger Verständigung *(Comprehensiveness)* zu verstehen.

Erzbischof Robert Runcie starb nach schwerer Krankheit am 11. Juli 2000. *(Vgl. letzte Seite)*

Nikolaus Klein

IN MEMORIAM

Robert Runcie (1921–2000): Erzbischof von Canterbury von 1980 bis 1991 – Die zwölfte Lambeth-Konferenz – Der Streit um die Frauenordination – Für die größere Ökumene – Treffen von Johannes Paul II. – Das Prinzip der «Comprehensiveness». *(Vgl. letzte Seite)*

Nikolaus Klein

POLITIK/ZEITGESCHICHTE

«Ich hätte auch einen Massenmörder gerettet»: Ein Brief an *Heinrich Böll* – Fünfzehn Jahre nach seinem Tod – Die *Cap Anamur* und die vietnamesischen Boat-People – Humanitäre Einsätze mit militärischem Schutz? – Nach dem Fall der Mauer im Jahre 1989 – Krieg in Europa – Die Belagerung der Stadt Sarajevo – Debatten um den Pazifismus – Krieg aus humanitären Gründen? – Die Verantwortung der westeuropäischen Staaten – Immer radikal und immer menschlich – Das Ende des katholischen Milieus – Biotope humanistischen Handelns – Ein Postscriptum: Fremdenfeindlichkeit in Deutschland heute. *Rupert Neudeck, Troisdorf*

TEXTE/BILDER

Gegen den Lärm der Zeit: Zu zwei neuen Publikationen von *Jos Nünlist* – Der sensible Blick des Malers auf die Welt – Vom lyrischen Notat bis zur Gedicht-Prosa – Arbeiten auf Papier in Mischtechnik. *Irène Bourquin, Räterschen*

LITERATUR

Entfremdeter Blick und historische Tiefenschärfe: *Josef Brodskijs* essayistische Betrachtung Leningrads aus der Perspektive von Sankt Petersburg – Zeugen der einzigartigen Petersburger Stadtgeschichte – Ein autobiographisch wie historisch bedeutsamer Ort – Schweifender Blick und ordnende Erinnerungsarbeit – Atavistische Aspekte des Erinnerungsvorgangs – Tiefverwurzeltes Mißtrauen gegen die Sprache – Die Perspektive des Kindes und des Jugendlichen – Der Blick des reifen Kulturhistorikers und des Dichters – Eine Retrospektive über synchrone kulturhistorische Schnittflächen – Barocke und klassizistische Stadtlandschaften versus Industriekasernen – Zusammenprall mit einer merkantilen Realität – Der Niedergang einer imperialen Stadt – Ästhetische Tradiertheit und Erinnerungsschwund – Die traumbeladene Wirklichkeit der Weißen Nächte an der Neva.

Wolfgang Schlott, Bremen

LITERATUR/THEOLOGIE

Jesus im Spiegel der World Fiction: Eine Jahrhundertbilanz von *Karl-Josef Kuschel* – Kenntnisreiche Einführungen über die Weltgeltung der Jesusgestalt – Umfangreiche Anthologie von Schlüsseltexten. *Christoph Gellner, Zürich*

«Ich hätte auch einen Massenmörder gerettet»

Lieber Heinrich Böll, das war damals schon starker Tobak, als wir 1979 bis 1982 mit dem Schiff *Cap Anamur* im Südchinesischen Meer unterwegs waren. Manchmal wird mir deutlich, wie weit wir uns im Jahre 2000, fünfzehn Jahre nach Deinem Tod, elf Jahre nach dem unerwarteten Sturz der Mauer, von der damaligen Weltlage entfernt haben, wenn ich mir klarmache: Wir arbeiten schon lange nicht mehr im Südchinesischen Meer und schon lange nicht mehr in Vietnam. Die letzten Bootsflüchtlinge wurden jüngst aus den Lagern in Hongkong zurückgeführt. Alle Lager sind aufgelöst. Der Kalte Krieg ist vorbei, die Teilung der Welt ebenso. Oder – vorsichtiger gesagt – es gibt andere Trennungen und Teilungen.

Damals ging es nur einmal um das Thema Waffen, es ging um eine kleine Pistole – ich glaube, man nennt sie einen Browning. *Cap-Anamur*-Kapitän Urban hatte uns gesagt, er hätte wegen der bewaffneten Piratenboote, die überall im Südchinesischen Meer und zumal in der Bucht von Siam wie Perlenketten aufgereiht lauerten, suchend, wen sie verspeisen und ausplündern könnten, eine große Pistole an Bord. Das erzählte er uns, ich verbot es ihm.

Heinrich Böll, Du mußtest damals darüber lachen, nachträglich ist mir klar, warum! Im Verhältnis zu ganzen Armeen mit schwerem Gerät sind das natürlich keine wirklichen Militarismus- oder Bellizismus-Fragen. Aber für uns war das damals eine wichtige Frage, und sie ist es bis heute geblieben: Ein humanitäres Unternehmen darf sich weder selbst bewaffnen, noch von eigens rekrutierten Bewaffneten schützen lassen. In ein humanitäres Schiff darf so wenig eine Waffe wie in ein Hospital des Komitees «Cap Anamur/Deutsche Not-Ärzte» hineinkommen.

Damals gab es die Teilung der Welt in die Paradiese der Werktätigen und die der Bourgeois. Damals konnte man noch merken, ob die Mehrzahl der Fliehenden Chinesen oder Geschäftsleute und Mafiosi aus Cholon waren, dem Chinesenviertel von Saigon, also der Stadt, die sogar dem Geruch des Kapitalismus Adieu sagte und sich den neuen Namen Ho-Chi-Minh-Stadt gab. Damals gab es die Vorstellung, daß es unter denen, die da entweder in kleinen Flußbooten oder in eigens gecharterten großen Schiffen wie der *Hai Hong* aufs Meer flohen, Unterschiede gab. Und so sollte es auch Unterschiede geben in der Bereitschaft, diese Menschen zu retten und ihnen ein Weiterleben zu ermöglichen. Muß man denn diesen Bordellbesitzer aus Saigon aus dem Wasser des Südchinesischen Meeres retten? Schließlich waren es ja auch Bordellbesitzer von Saigon, die mit den Amerikanern gemeinsame Sache machten.

Du, Heinrich Böll, hast dieser klassenkämpferischen Versuchung widerstanden, die Welt in wertvolle und weniger wertvolle Menschen einzuteilen. Immerhin war Dein geschätzter Kollege, Peter Weiss, kurz davor, dieser Versuchung nachzugeben! Du durftest und konntest fast physisch nicht einmal sagen: Wem wird es denn nützen, wenn wir diese Menschen retten? Auf die Frage im *Spiegel*-Interview vom 19. Oktober 1981: «Würden Sie auch den vietnamesischen Bomberpiloten aus dem Wasser ziehen, der das Leben Hunderter oder gar Tausender seiner Mitmenschen im Vietnamkrieg zerstört hat?», hast Du geantwortet: «Ich würde auch ihn herausziehen. Ich hätte sogar den Massenmörder Eichmann aus dem Wasser gezogen», um dann auf die Frage «In der Hoffnung, daß er sein Leben ändert?» zu antworten: «Nicht nur das. Selbst wenn ich wüßte, daß der Verbrecher Verbrecher bliebe, würde ich ihn herausziehen. Ich habe einen furchtbaren Schrecken, einen physischen, einen intellektuellen und einen metaphysischen Schrecken vor dem Wort Selektion.» Auf die weitere Nachfrage: «Die *Cap Anamur* spürt Menschen auf, die sich selbst in eine bedrohliche Lage gebracht haben?» war Deine Antwort: «Wenn man den einen aus dem Wasser zieht und den anderen nicht, betreibt man Selektion. Es gibt für mich den Menschengewordenen. Und weil der den Menschen, jeden Menschen ernst nimmt in all seinen Dimensionen, muß ich das gleiche tun.»

Nun, lieber Heinrich Böll, hatten wir unerwartet und zugleich herbeigesehnt die «Wende». Du hättest diesem großen und schönen Befreiungs-Ereignis einen anderen Namen gegeben. Das Wort «Wiedervereinigung» war ja so verhunzt für Dich wie für uns alle. Ich verlor schließlich wegen der «Wiedervereinigung» meinen Job beim Deutschlandfunk: Klar, den «Brüdern und Schwestern in der Zone» mußte nun niemand mehr aus den Studios des Deutschlandfunks am Raderberggürtel in Köln-Lindenthal die Wahrheit sagen.

Die Welt veränderte sich radikal. Die Wende war ein merkwürdig neutral klingendes, ausgenüchtertes Wort. Mit diesem Wort wurde der Prozeß für eine Vielzahl der Menschen ungenau beschrieben, für andere wieder sehr genau, denn für sie veränderte sich wenig. Wenn ich an die Mädchen oder die jungen Frauen denke, die sich für die Prostitution in einem unserer mittel- und westeuropäischen Länder rekrutieren lassen, z.B. aus Moldawien und aus der Ukraine, denen große Gehälter bei einer Firma im Westen versprochen werden, dann kann ich mir ausmalen, was für ein physisches und psychisches Elend es in dieser neuen Zeit und Welt nach 1989 gibt. Denn kaum sind sie in den Bussen, die sie vermeintlich in die Länder Westeuropas und der Freiheit bringen sollen, wo Milch, Honig und dicke Gehälter fließen, werden ihnen die Pässe weggenommen, und sie erfahren, daß sie mit ihren Körpern für die Zuhälter der bosnischen oder der Kosovo-Mafia arbeiten müssen. Dann sind sie «prostitutes on orbit», vogelfrei, wie man den nicht übersetzbaren Ausdruck ins Deutsche übertragen könnte.

Ich weiß nicht, wie Du, Heinrich Böll, diesen Zustand benannt hättest, der Du mit der Sprache auf so ehrlichem, loyalem und glaubwürdig-vertrautem Fuß gestanden hast? «Wende» hättest Du bestimmt nicht gesagt. Du hattest mich seinerzeit belehrt und gelehrt, das Wort «Einsatz» nicht mehr zu verwenden, weil es im Zweiten Weltkrieg so mißbraucht wurde. Auch das Wort «Dienst» hatte Dir nicht mehr zugesagt. Du warst doch derjenige, der mir immer über die Schulter schaute, wenn ich mal wieder die Einladung zu einer Pressekonferenz mit Heinrich Böll oder einen Text schrieb, den wir von «Cap Anamur» von vielen unterzeichnen lassen wollten!

Aber das war ja noch lange nicht das Ende: Wir haben uns dann ab 1992 – sieben Jahre nach Deinem Tode – in einem großen, schrecklichen Krieg befunden, der im Kern die Vergewaltigung einer Zivilbevölkerung war: erst Vukovar, das sog. Stalingrad des Kroatien-Krieges, dann Sarajevo, Gorazde, Bihac und Srebrenica. Wie oft habe ich damals gedacht: Was hätte Heinrich Böll dazu gesagt, daß wir jetzt wieder in einem Krieg sind? Daß der Tito-Sozialismus nichts genützt hat, daß der «melting pot» Jugoslawien auseinanderflog? Daß ein neuer Diktator in Europa aufstand, mit allen Wassern des Macchiavelli und des Nationalismus gewaschen: Slobodan Milosevic? Daß es auch einen Operettendiktator gab in Kroatien, der genauso brutal war, aber immerhin die «Gnade» des zuerst Angegriffenen hatte: Franjo Tudjman?

Was hättest Du gesagt, wenn wir gemeinsam in Posusje in der Herzegowina die große Zahl jener muslimischen Frauen erlebt und gesprochen hätten, die aus den östlichen Teilen Bosniens von der Armee Serbiens vertrieben wurden und in Kroatien ankamen? Heulend, weinend, laute und stumme Tränen vergießend, oft vor Scham vergehend, weil die eigene junge, hübsche Tochter «gang-raped», in einer ganzen Kette hintereinander vergewaltigt wurde...

Was hättest Du gesagt, wenn Du in der Stadt Sarajevo hättest mitansehen müssen, wie eine europäische Zivilgesellschaft von den Kanonen des serbischen Diktators in die Steinzeit zurückgebombt wurde, und wir nur ohnmächtig dabeistehen und ins

Kopfkissen heulen konnten, weil wir den Angegriffenen, den Alten, den Kranken, den Buckligen, den Querschnittgelähmten nicht mehr helfen, sondern ihnen nur noch gut zureden konnten?
Das wüßte ich so gerne, Heinrich Böll, was und wie wir miteinander gesprochen hätten, wenn wir die Bascarskija, die wunderschöne Altstadt von Sarajevo, heruntergekommen und dann schnell in Richtung Kathedrale gelaufen wären, wenn am Morgen wieder der Beschuß einer Wohnung im Hochhaus neben der Kathedrale in der Kaptol-Straße eingesetzt hätte? Auf jeden Fall hättest Du Dich über eine «Drina» gefreut, eine der Kriegszigaretten, die manchmal das alte Paketpapier mit der Aufschrift «Made in Yugoslavia» nach innen gewendet und nach außen nur das blanke weiße Papier aufscheinen ließen!

WIE GERN HÄTTE ICH DICH dabei gehabt, als ich im April 1994 abends alleine in der kleinen Wohnung der Familie Kapetanovic saß, die mir einen Kaffee und einen kleinen Kanister gab, damit ich mir noch Wasser holen konnte? Dann saß ich da, es gab zwei Kerzen, mit denen ich haushalten mußte, ich konnte kaum lesen. Der *Cap-Anamur*-Arzt Kai Schubert war später auch in dieser Wohnung. Aber eine ganze Woche habe ich den Schrecken und den Terror, zu dem Menschen gegen Menschen, Europäer gegen Europäer, Jugoslawen gegen Bosnier in der Lage sind, ertragen und ausleiden müssen. Das war neben den Großen Exerzitien des heiligen Ignatius von Loyola vielleicht die prägendste und wichtigste Erfahrung der zweiten Hälfte meines kurzen Lebens. Da hätte ich so gern gesehen, daß Du, Heinrich Böll, der Du das Komitee «Cap Anamur» mitgegründet hattest, dabei gesessen und mit uns beraten hättest, was wir jetzt tun sollen?
Aber in dieser ganzen Woche warst Du natürlich mit auf der Straße der Hajducken, die da von der Kathedrale den Berg hochführt. Im Morgengrauen, in der Kälte eines frühen Frühlingstages, möglichst bevor die vom Schnaps benebelten Hirne der serbischen Angreifer auf den Bergen den Befehl zum ersten Granatenschuß in die Hauptstadt der Bosnier geben würden, genau dann sahen wir aus dem Fenster und von dem kleinen Balkon aus die alten, abgehärmten, dünnen Gestalten mit ihren großen Wasserkanistern zur «Sarajevsko Pivo»-Brauerei gehen. Gebückt, langsam, demonstrativ langsam, schritten und schlurften sie über die kleine Brücke über die Miljacka und dann den kleinen ansteigenden Weg zum Franziskaner-Kloster, dann links in die Brauerei, wo es immer Wasser zu holen gab. Je früher sich die alten Menschen in der Morgendämmerung auf den Weg machten, desto besser, denn es bildete sich gegen acht Uhr schon eine ziemlich lange Schlange. Und Schlangen waren gefährlich, schließlich hatte es das Blutbad vor der Bäckerei gegeben, wo eine Granate in die wartenden Menschen einschlug.
Wir, ich, der tapfere Arzt Kai Schubert, eine ganze Generation haben in Sarajevo den alten guten Pazifismus aus den Knochen geschüttelt, er war nur noch nackt und wie ein Gespenst. Auch das Gespenst verschwand und kam nie wieder. Ich weiß nur, daß ich im Anblick der blutenden und verblutenden Menschen in der Schlange vor dem Brotbäcker nie wieder meinen alten Pazifismus hochleben lassen konnte. Ich habe ihn dort in der aus allen Wunden blutenden, tapferen, leidenden, nur beschränkt begehbaren Stadt Sarajevo begraben. *Requiescat* – nein, er ruht da gar nicht. Denn Du saßest ja an meiner Seite und schautest mich an. Und ich wartete auf Dein Nicken mit dem Kopf, auf Dein verstehendes und um Verstehen heischendes – immerwährendes «Verstehst Du?», mit dem Du mir meinen unwiderruflichen Begräbnis-Entschluß würdest bestätigt haben. Dein Nicken und Deine Zigarette in der Hand, mit der Du diese Bewegung mit dem Kopf und der Hand gemacht hättest und gesagt hättest: «Klar: Wir können so nicht mehr weiterleben.»
Wir waren dann an einem Wintertag 1993 in der Nähe der «Sniper Aleja», um die Ecke bei der «Ivo Andrica-Ulica» bei Danica Bagaric, einer Auschwitz-Überlebenden. Ich hatte von ihr gehört und das ganz selbstverständlich für eine Übertreibung der Sarajevo-Bosnien-BiH-Propaganda gehalten. Nein, wie sollte das möglich sein? Doch, es war so: Wir benachrichtigten kurz darauf Christian Klages, den Vertreter der Bundesregierung und den Leiter des «Nemacka Humanitarna Pomoc»-Büros in Zagreb, der seiner Regierung in Bonn so viel Druck machte, daß diese die Einreisebewilligung und die Mitflugorder für eine der Transalls der Bundeswehr, die da mit Hilfsgütern von Ancona Falconara Italien kamen, gab.
Da, so meine ich doch in Deinen Augen gesehen zu haben, da warst Du doch der gleichen Meinung, auch Du warst froh, daß die deutsche Regierung hier ein Regierungsflugzeug von Ancona hinein- und Danica Bagaric ausfliegen ließ. Du machtest dann einen Aufruf für mehr Plätze in deutschen Krankenhäusern zugunsten von Schwerverletzten und Schwerkranken, die von den tapferen und völlig erschöpften Ärzten in der Kosevo-Klinik nicht mehr verarztet werden konnten.
Gewiß, das alles habe ich geträumt. Aber den Besuch bei Danica Bagaric hätte ich so gern zusammen mit Dir gemacht, weil es mir unheimlich schwergefallen ist, dort in der kleinen Wohnung durchzuhalten. Als wir in der ausgekühlten Wohnung saßen, erzählte die Nachbarin, es hätte in den letzten Tagen in der Nacht Schnee gegeben. Die erschöpfte Danica Bagaric sei auf dem Sofa unter dem offenen Fenster eingeschlafen. Am Morgen hätte auf ihr frischer Neuschnee gelegen. Die Nachbarin erzählte, sie sei hineingestürzt und habe geglaubt, sie wäre tot, aber Danica Bagaric hätte nur von dem Schnee nichts gemerkt und lebte, wischte sich den Schnee von der Stirn. Als sie das erzählte, mußte die Auschwitz-Überlebende Danica Bagaric lächeln.

AN DIESEM VORMITTAG versuchte ich irgend etwas zu sagen, wahrscheinlich irgend etwas Dummes, die Ärztin Dr. Leila und der Arzt Dr. Kai Schubert waren mit mir. Da plötzlich sagte Danica Bagaric, beiläufig, sie würde mir jetzt den Arm zeigen, auf dem die Häftlings-Nummer aus Auschwitz eingebrannt sei. Eingebrannt wie das Zeichen auf einer Kuh. Es tat mir so weh, daß ich es nicht verhindern konnte, daß sie dies tat. Die nächsten Tage habe ich mich geschämt. Ich muß ihr, so meinte ich, den Eindruck gegeben haben, das sei nötig für mich als Journalist (der ich ja immer auch Journalist war neben dem Humanitären in Sarajevo!) zum Beweis ihrer Haft in Auschwitz.
Ich habe dann von dieser Frau nie wieder etwas gehört. Sie soll an die kroatische Adriaküste, genauer nach Zadar zu Verwandten gekommen sein. Nein, sie wollte ausdrücklich nicht nach Deutschland. Wie gut ich das verstehen konnte. Du, Heinrich Böll, hättest aber das richtige Wort gefunden, Du hättest mit dem Vertrauen, das Du immer bei einfachen Menschen ausstrahltest, Danica Bagaric ganz sicher die Empfindung genommen, sie müsse ihre Haft beweisen. Wärest Du mitgekommen, sie hätte den Pullover über dieser alten, faltigen Haut nicht hochziehen müssen, um uns die Nummer zu zeigen.
Ja, gewiß, ich habe bis heute nicht eine Waffe in meine Hand nehmen können. Aber ich habe mich, Heinrich Böll, geschämt, daß ich einen Helm und eine Splitterschutzweste anziehen mußte, während die bedrohten Bewohner Sarajevos, Europäer wie du und ich, sie nicht anziehen mußten und sie nicht haben durften. Wir durften in die Stadt hinein und aus ihr wieder heraus mit der lebensversichernden *Blue Card* der UNO/UNHCR, mit den Transalls und den Hercules der US Airforce.
Die Bewohner Sarajevos durften das nicht. Sie wurden eingeschlossen gehalten. «Les séquestrés de Sarajevo», wie oft hatte ich an den Titel des Dramas «Les séquestrés d'Altona» von Jean-Paul Sartre denken müssen. Die UNO diskutierte, ob die Einschließung noch «Einschließung» genannt werden konnte, wenn die Kanonen der serbischen Artillerie mal einen Kilometer zurückgenommen wurden.
Ja, da hatte ich vergeblich auf Dich gewartet, da habe ich Dich nur innerlich an mir vorbeiziehen sehen mit der Baskenmütze und dem immerwährenden «Verstehst Du?» Da wollte ich wissen: Hättest Du den Bosniern geraten, sie sollten unbewaffnet in den Untergang gehen? Zumal das von seiten der Angreifer ein

Krieg aus Verachtung gegen die Muslime, die «Balya» (das heißt wörtlich Rotze und ist das schlimme Schimpfwort nationalistischer Kroaten und Serben gegen die Muslime oder Bosniaken), die nach Meinung der Angreifer ohne Kultur seien, während die Angreifer unter ihrem Führer Radovan Karadzic von der serbischen Orthodoxie mit Auszeichnungen und Segnungen ausgestattet waren?
In der neuen Biographie von Heinrich Vormweg steht dieser Satz über Dich, der mich mitten ins Herz trifft: «Was Böll schreibend bekämpft hat, und er blieb da Partei bis hin zur äußersten Ausweglosigkeit, war die Instrumentalisierung auch des zur Kunst hinweisenden Humanen im Interesse von Vorherrschaft und Reglementierung, von Obrigkeit und Unterordnung. Für eine organisierte, uniformierte, gar bewaffnete Humanität war in seiner Ästhetik des Humanen kein Platz!»
Ich hatte gemeinsam mit dem jungen Münchener Arzt Kai Schubert und vielen anderen eine ganz andere «Entfernung von der Truppe» probiert. Im Angesicht von Menschen, denen die Gedärme aus dem Leib gerissen, denen die Häuser abgebrannt und die Moscheen gesprengt wurden, konnten wir und wollten wir nicht mehr schweigen und uns ins bequeme Bett humanitärer Neutralität legen. Wir mußten für diese Menschen einen Schutz organisieren. Und in dieser Welt war Schutz nur noch mit einer gehörigen Abschreckung zu organisieren. Wir mußten ja eine Splitterschutzweste und einen Helm mitbringen, wenn wir in Zagreb nach rechts auf den militärischen Teil des Flughafens fuhren. Nach links ging es zu den Passagiermaschinen. Das war neben der eingeschweißten *Blue Card* der UNO/UNHCR geradezu unser Ticket. Auch außerhalb des Flughafens mußten wir sie anbehalten – eigentlich die ganze Zeit. Doch unsere bosnischen Mitarbeiter hatten keine Schutzwesten und Helme.
Das ist, Heinrich Böll, der Zustand unserer Welt: Wir sind immer fein heraus. Die anderen sind einfach nicht so wertvolle Menschen. Es ist so – bleibt es so?

Ich bleibe skeptisch gegenüber allen Waffenfetischisten, aber ich kann meine Skepsis und meinen Pazifismus nicht auf den Knochen ganzer Zivilbevölkerungen ausagieren. Wir haben jetzt erneut die Situation, wie uns die russische Armee – nicht mehr die sowjetische Armee – vorexerziert, wie man eine ganze Bevölkerung vernichtet. Die Tschetschenen sind innerhalb von fünf Jahren zum zweiten Mal das Opfer wütender und jeden Respekt vor der Haager Landkriegsordnung vermissender Angriffe der russischen Armee geworden. Niemand kann mehr die Toten zählen. Und schon gar nicht mehr die Zahl derer im Kaukasus, die wegen des Ausbleibens realer Hilfe den Glauben an die Menschheit, an die Kultur, an die Kunst, an die Literatur verloren haben. Dein und unser gemeinsamer Freund Lew Kopelew war während des ersten Tschetschenien-Krieges von 1995 beherzt: Er hat einem dogmatischen Pazifismus abgeschworen, der zum Untergang ganzer Völker führen kann.
Heinrich Böll, Du warst auf Deine liebenswürdige Art immer radikal, immer mit Tabak und Alkohol – ich bin es auch geblieben, immer mit Tabak, Raki und Slivovic im Kosovo und in Bosnien. Wir haben uns nicht in das bequeme Bett der Bürokratie und ihrer Bestimmungen gelegt. Und ich kann mir – so lange ich lebe, werde ich mit der mangelnden Gewißheit zu kämpfen haben – nicht vorstellen, daß Du es nicht mitgetragen hättest: Wärest Du nicht auch nach all den Massenerschießungen der Meinung gewesen: Diese Menschen müssen sich verteidigen dürfen? Diese Bosnische Armee muß entstehen können und wenn es sein muß, mit Verbrechern, die gerade aus dem Gefängnis entflohen waren, wie Juka Pranzina, der der erste war, der die Einheiten der BiH-Armee aufbaute.
Das habe ich mir gedacht, der Heinrich Böll, der sich selbst einen potentiellen Kriminellen genannt hat, der hätte es verstanden, daß entlassene Kriminelle sich durch die Verteidigung einer Stadt neue Verdienste erwerben könnten. Hattest Du den *Spiegel*-Reportern nicht gesagt: «Die Kriminalität ist eine Dimension des Menschlichen. Ich bin auch kriminell. Ich bin ein potentieller Krimineller. Sonst könnten Sie gar keine Romane schreiben, wenn Sie nicht potentiell kriminell sind.» Du hättest sicher gesagt: Warum soll ein aus dem Gefängnis entlaufener Verbrecher nicht kleine Kinder und schwangere Frauen verteidigen?
Ja, ich habe damals gedacht, daß in dem ganzen Schlamassel Dir das gefallen hätte: Die Buckligen und die Krummen, die Zuhälter und die Prostituierten waren die Starken, die Sarajevo gerettet haben. Denn die «ordentlichen Vertreter ihres Fachs» waren darauf erpicht, die *Blue Card* der UNO/UNHCR zu bekommen, indem sie sich für zwei, drei Monate von internationalen Organisationen anstellen ließen und dann auf Nicht-mehr-Wiedersehen aus Sarajevo verschwanden.
In Srebrenica, lieber Heinrich Böll, da ist das geschehen, was wir alle nach 1945 in Mitteleuropa nicht mehr für möglich gehalten haben. Da haben wir uns alle mitschuldig gemacht. Am 16. April 1993 wurde im UNO-Sicherheitsrat die Resolution 819 verabschiedet. Mit dieser Resolution wurden die alte Bergbaustadt Srebrenica in der Nähe des Grenzflusses Drina, Bihac, die Stadt im äußersten Nordwesten des Landes, die seit langem schon eingekesselte Stadt Gorazde und die Stadt Zepa zu Enklaven und zu UNO-Schutzzonen erklärt. Diese Entscheidung entbehrte nicht einer gewissen tragikomischen Pikanterie: Denn ganz Bosnien und Herzegowina unterstand ja einem Mandat der UNO, die unter dem Titel UNPROFOR ihre Schutztruppen in das Land geschickt hatte. Aber manche Orte sollten eben noch geschützter sein als die andern – auch angesichts der Einsicht, daß es im Zweifelsfall für die einen wie die anderen keinen Schutz gibt.
Nach zwei Jahren und drei Monaten marschierte der serbische General Ratko Mladic in die mit 40000 Menschen überfüllte Stadt Srebrenica ein. Mladic demütigte die UNO, daß jedem von uns als Zeitgenossen die Zornes- und Schamröte ins Gesicht hochkam und heute immer noch hochkommt. Er massakrierte unter den Augen der holländischen Truppe der UNPROFOR an die 7350 Männer erbarmungslos.
Ein Photo sollte dabei Weltberühmtheit erwerben wie die Szene aus dem Evangelium, in der Pontius Pilatus, der römische Statthalter, seine Hände in Unschuld wäscht und das Verbrechen an Jesus Christus, den Kreuzigungsmord, geschehen läßt. Der serbische General hatte die UNO-Truppen schon immer für Schlappschwänze und Feiglinge gehalten. Das ratifiziert sich für ihn jetzt nur. Der Kommandeur der Blauhelme, Oberst Karremanns, bekommt von General Mladic ein Champagnerglas in die Hand gedrückt. Karremanns, der große schlanke und kratzbürstig frisierte Niederländer, steht da, hat die eine Hand verlegen an seinem Gürtel im Rücken. Er bemüht sich, wie sein Stellvertreter, der auf dem Photo gerade sein Glas an den Mund hebt, um Haltung: Europa, so mögen sie in ihrer feigen Art gedacht haben, schaut zu. Der französische Oberbefehlshaber der UNO-Blauhelmtruppe in Sarajevo, General Bertrand Janvier, hatte keine Flugzeuge geschickt, um die Holländer zu entlasten, angeblich weil der Antrag der Holländer nicht auf dem richtigen Formular einging.
Heinrich Böll, was hättest Du den Gerichtsmedizinern gesagt, die sich nie mehr von dem Geruch von Leichen befreien konnten. Amor Masovic, der Leiter der staatlichen bosnischen Behörde für die Suche nach den Vermißten, spricht von 7618 Menschen, deren Spuren verloren sind, und von 3745 Flüchtlingen, die tot oder ermordet aufgefunden worden sind. Von diesen 11363 Muslimen sind bisher nur 72 Tote namentlich identifiziert worden.

Wir Deutschen, so haben wir es immer wieder gesagt, können auf einem Feld ohne Gewissensbisse versuchen, Weltmeister zu sein: Wir sollten die effektivsten und schnellsten Helfer sein! Aber – wir sind es nicht. Wir sind lahm, langweilig, ganz toll beim Evakuieren – wir haben und nutzen alle Alibis, das Alibi der Multilateralität, das Alibi unseres Passes. Das Alibi der besseren und wertvolleren Menschen nutzen wir aus, wenn es

mal hart auf hart kommt. Diese Problematik ist in den Neunzigern eine ganz andere geworden als die der Einkehrtage für die Rekruten, die in Deinem «Brief an einen jungen Katholiken» von 1965 eine so große Rolle spielt. Die sexual-moralische Frage stellt sich nicht mehr, denn die deutschen UN-Soldaten sind wie die Bewohner der Bundesrepublik Deutschland in der Mehrzahl nicht mehr christlich oder katholisch. Ja, lieber Heinrich Böll, nicht mal die aus Ehrenfeld und Nippes, nicht mal die von der Hülchrather Straße und vom Eigelstein, von Niehl und Riehl. Nicht mal die Kölner aus den «Veedels» um Köln herum haben mehr in der Mehrheit die «normale Religion», wie der rheinisch-südtirolerische Kabarettist Beikircher immer so schön sagt.
Sie haben ihre frömmsten Stunden nicht mehr in der Kirche zugebracht. Lieber Heinrich Böll, was sind wir altmodisch geworden, die wir noch gern in die Kirche gehen, auch wenn wir Kirchensteuer zu bezahlen ablehnen sollten, und denen die Sakramente des Leibes Christi, der Ehe und der Beichte viel bedeutet haben und noch bedeuten. Auch die lateinische Liturgie: «Fratres sobrii estote et vigilate, quia adversarius vester diabolus tamquam leo rugiens circuit quaerens quem devoret, cui resistite fortes in Fide...» Ja, das sitzt, und das werden wir unser, Dein und mein Leben lang nie vergessen.
Das ist heute im Jahr 2000 ganz anders. Die Kirchen sind leer und leerer. Die Klöster sind es noch mehr. Wir können gefahrlos der Kirche empfehlen, sie möge bei einem neuerlichen Ansturm von Kriegsflüchtlingen einfach ein paar große Klöster als Quartiere anbieten und öffnen.
Das Kloster für die Einkehrtage, das Du in Deinem «Brief an einen jungen Katholiken» so gut beschrieben hast, gibt es das denn noch? Der Einkehrtag in Deinem «Brief» fand 1937 statt, um den jungen katholisch imprägnierten Rekruten «geistiges Rüstzeug für den Dienst in der Wehrmacht zu vermitteln». Er fand in einem jener Klöster statt, «wie sie uns das ausgehende neunzehnte Jahrhundert geschenkt hat: Gelber Backstein, neugotische dunkle Flure, in denen eine trübsinnige Demut sauer geworden war».
Heute müßte ich diese schönen Sätze wieder erklären, weil ja keiner meiner journalistischen wie humanitären Kollegen noch weiß, was denn Einkehrtage waren, kaum einer weiß noch irgendetwas vom Klosterleben, außer daß es sich dabei um irgendeine Kompensation für ein verklemmtes Sexualleben oder etwas Homosexuell-Schwules handeln muß. Allenfalls erkundigen sich die Kollegen, was denn an dem Verdacht dran ist, der immer wieder geäußert wird: Radovan Karadzic, der international gesuchte Kriegsverbrecher und Ex-Führer der bosnischen Serben und Verantwortliche an den Massakern von Srebrenica, solle sich in ein Kloster auf dem Berg der griechisch-orthodoxen Klöster Athos zurückgezogen haben.
Die ganz Jungen in meiner Gesellschaft machen sich kein schlechtes Gewissen, nicht mehr sonntags in die Kirche zu gehen. Diese ganz Jungen aber haben ein großes Gottvertrauen, sie sind humanitär die lebendigsten und bewegtesten Mitarbeiter, schuften und rackern sich ab, daß die Schwarte kracht. Sie brauchen keine Einkehrtage als Vorbereitung auf die Moralgefährdung beim Militär. Das ist lange vorbei.
Das kleine Kloster, das Du damals beschrieben hast, beherbergte ein Internat für junge Mädchen, die dort in der Kunst unterrichtet wurden, einen bürgerlichen Haushalt zu führen. «Sorgfältig hatte man die am wenigsten hübschen Mädchen ausgewählt, uns nach der heiligen Messe das Frühstück zu servieren. Aber» – so bist Du in dem Text schelmisch fortgefahren: «es gibt kaum 18jährige Mädchen, die nicht hübsch wirken angesichts der trostlosen kirchlichen Architektur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts!».
Lieber Heinrich Böll, wir sind davon weit weg. Ich war damals mit Dir einer Meinung, die Deutschen hätten in einem großen nationalen Entschluß am besten und für die Zukunft Europas am wirkungsvollsten ganz auf eine nationale Armee verzichtet. Dann hätten sich viele der Fragen, die wir heute haben, erledigt.

HEUTE MÜSSEN WIR UNS fragen, ob wir zugunsten von Völkern, die ermordet werden, zu einer beherzten Schutzanstrengung noch bereit und in der Lage sind?! Oder ob wir nur noch Waschlappen und Evakuierungs-Schlaumeier sind?
Ich habe jüngst die Polin Ewa Elwira Klonowska, eine Gerichtsmedizinerin und Anthropologin, kennengelernt, die in Bosnien jedes Jahr während drei Monaten Leichenteile aus Höhlen und Massengräbern herauspult. Die jeden Abend neu ihre Wäsche wechseln und waschen muß, weil die alte von Leichen stinkt. Der Beruf des forensischen Gerichtsmediziners ist im neuen Jahrhundert erneut wichtig geworden. Ich wünschte mir ja auch ein deutsches Team, das nicht so sehr auf die Tarifordnung erpicht, sondern wirklich engagiert ist.
Die Massengräber finden sich nicht auf der Landkarte, sie müssen erst gesucht werden. Ewa Elwira Klonowska ist dabei, sie sucht mit einer berserkerhaften Geduld diese Gräber. Sie hat jüngst 146 Leichenreste, letzte Überreste des Massenmordes von Omarska, in einer Höhle in der Nähe von Sanski Most gefunden. Dann geht sie über den Friedhof des Ortes, wo diese Leichenteile würdig begraben wurden, und sagt ganz stolz: «Mit den Toten kommen die Lebenden!» Das Dorf ist wieder entstanden, weil der Bevölkerung des Dorfes die identifizierten Leichen der Angehörigen zurückgegeben und auf einem Friedhof wie unter Menschen üblich begraben wurden.
«Hoc meminisse iuvabit.» Ich habe sie im Juli dieses Jahres wieder besucht, um sie bei ihren Arbeiten in Sanski Most zu beobachten und zu unterstützen.
Immer wieder spürte ich Deinen Blick ganz warm auf mich gerichtet. Du warst mit uns zu Anfang auf dem Südchinesischen Meer dabei. Du bist auch jetzt dabei. Und hältst uns immer wach und lebendig, damit wir bereit bleiben, umzudenken, nie sicher zu sein, aber immer zu wissen: «Ama et fac quod vis», so wie Augustinus es gesagt hat: Liebe, und dann mach alles, was Du willst. Dann wird alles andere Dir hinterhergeschmissen werden.
Dein Dich vermissender *Rupert Neudeck, Troisdorf*

Postscriptum: Immer wieder höre ich diese endlosen Interviews, die Talkshows, am letzten Sonntag zwei Ministerpräsidenten, die vor der deutschen Öffentlichkeit die Gefahren niederreden und erklären, was schon alles geschehen ist. Es gibt keine Stimme mehr von jemandem, dem man es sofort abnimmt. Auch Günter Wallraff ist nicht mehr da, es gibt keinen Hans Werner Richter, der die PEN-Leute alle zusammentrommelt und eine von Walter Jens redigierte unüberhörbare Mahnadresse an uns Deutsche verfaßt. *Poets, Essayists, Novelists* – wo sind sie denn alle geblieben?
Heute meldet sich Günter Grass – aber nur zur Rechtschreibreform. Wir vertrödeln zu Beginn dieses Jahrtausends so viel Zeit, für die Parteien, für die Banken und Börsenberichte. Das müßte ich ja auch noch als meinen Kummer erzählen. Jede Tagesschau und jede ZDF-«heute»-Sendung verliert kostbare Minuten mit den Berichten von der Börse, dem DAX-Index, dem von der Börse von Tokio und der Frankfurter Börse. Gesundheits- und Krankheitsmeldungen sind an der Tagesordnung: «Mängel mindern den Spaß am Urlaub!»
Nein, ich bin ja kein Verächter, wie Du das ja auch nicht warst. Schnaps und Tabak waren Dein Lebenselixier. Aber wenn Du zu Deinen Lebzeiten, ich fingiere das mal, eine Internet-Adresse auf Deinem Computer gefunden hättest: «www.Heil-Hitler.Com.de», dann wäre für Dich ja eine andere Gangart angesagt gewesen. Nicht mehr der neue Roman, nicht mehr der Terminkalender. Nicht mehr die Veranstaltung im Kölner Gürzenich. Sondern dann wäre eine Rede gegen den neuen Ungeist der mörderischen Hatz auf Menschen, die wir mit einer neuen Form populärer Rassegesetze aussondern – mit der Folge, daß es im nächsten Moment die Behinderten und die «schrägen Vögel» sind, die diesen Brutalo-Gangstern einfach nicht passen.
Ich habe bisher keine Reaktion der Kirchen gehört – Reaktionen im Enzyklika-Stil gibt es schon eine Menge. Ich habe bei meinem Besuch auf der EXPO 2000 im «Christus Pavillon» gefordert, die

Bischöfe sollten sich alle am nächsten Sonntag in Guben oder in Hoyerswerda versammeln und einen Bußgottesdienst veranstalten und alle Gläubigen dorthin einladen. Aber das werden die Bischöfe nicht verstehen, sie haben schließlich schon lange eingegangene Verpflichtungen: Kommunion, Firmreisen, Gespräche mit einem Ministerpräsidenten, *Ad limina*-Besuche in Rom.
Wir sind in unserer Gesellschaft nicht mehr in Form, wir sind nicht mehr wachsam. Wir haben nur noch den Zentralrat der Juden, der ein Wächteramt ausübt. Ignatz Bubis, sein ehemaliger Vorsitzender, ist darüber vor Kummer gestorben. Heinrich Böll, Du bist uns zu früh davongelaufen.

Hinweise: Heinrich Vormweg, Der andere Deutsche. Heinrich Böll. Eine Biographie. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000, 410 Seiten.

Gegen den Lärm der Zeit

Der Aargauer Jos Nünlist ist ein sehr eigener, eigenständiger Maler, Zeichner und Schreiber, ein Stiller, der es verdient, wahrgenommen zu werden. Nach dem Text- und Bildband «Zeitlaub» (1994) hat der Verlag Im Waldgut jetzt zwei neue Publikationen von Nünlist herausgebracht: Texte und Bilder im großformatigen Band «Zittergras», Gedichte, begleitet von einigen Holzschnitten, im Bodoni-Druck «Schlüsselblume».
Grundsätzliches verbindet die drei Bücher: eine sensible Wahrnehmung der Welt; der Blick des naturverbundenen Malers auf Glanzpunkte des Daseins im Zeichen der Vergänglichkeit; transzendente Sehnsucht und Wegsuche; der Kontrast Hell-Dunkel; die geheimnisvolle Präsenz stelenartiger Figuren und die Motive Tor, Schlüsselloch, Brücke, Gewebe. In den meist nur wenige Zeilen langen Texten findet Nünlist originelle Bilder. Allerdings sind die Texte innerhalb der beiden großen Bildbände («Zeitlaub», 1994, und «Zittergras», 2000) gedanklich wie sprachlich von unterschiedlicher Qualität.
In «Zittergras» sind 174 Kurz- bis Kürzesttexte (einer bis fünf pro Seite) 53 Bildern gegenübergestellt. Die Texte – vom einzelnen Wort über das teils aphoristische, teils lyrische Notat bis zum Gedicht und zur Gedicht-Prosa – stehen in innerem Bezug zu den Bildern, Arbeiten auf Papier in Mischtechnik, entstanden 1996/97. Stille, Feinheit, Reduktion, Aussparung kennzeichnen die Bilder. – «Ich schreibe mit einer vogelfeder, / damit es nicht zu schwer wird.»

«Mit wachen augen bin ich unterwegs»

Das Auge (als Bildmotiv auf dem Buchumschlag) regt den Maler an, auch zum Denken und Schreiben: «Mit wachen augen bin ich unterwegs. / Das sichtbare macht mich lebendig. / Tote haben keine welt.» Er sieht die Welt im Kleinsten gespiegelt (in der Glanzbeere, die bald ein Vogel frißt, im Wassertröpfchen, das von einem Blatt rinnt) und fühlt sich allem Leben verbunden: «Der grashalm lebt wie ich / in anderer gestalt.» Zeichnungen von Schlingen und Geweben finden ihren Reflex in Texten: «Jede bewegung ein ornament und teil / eines ornaments.» «Im seinsgitter sind wir kreuzpunkte. / Wir binden und sind gebunden.» Aber: «Ich bin ein lebensträger. / Was das leben ist / weiss ich nicht.» Jos Nünlist, ein melancholischer Philosoph und Gottsucher, führt eine schwankende Existenz «von trittstein zu trittstein» und bezeichnet sich als «feuerflechter». Auf die Erkenntnis gilt es geduldig zu warten: «Es gibt tore, die sich nicht öffnen lassen. / Sie öffnen sich aus eigener kraft. / Vor diesen toren muss man warten.» Doch er weiß: «In der mitte die schöpfungslücke, / darum herum tobt der krieg.»

Gegenstromschwimmer und «mindermaler»

Nünlist ist ein Gegenstromschwimmer: seine Bilder und Texte stellen sich leise wider den Lärm und die Konsumwut unserer Zeit: «Schweigen, / den geheimnissen räume schaffen.» – «Wenig brauchen. / Es gehört nicht uns.» Gegen den Lärm auch in der Kunst: «Es ist nicht Sache der Kunst, interessant zu sein», stellt «Der mindermaler» fest. «Von den rändern her arbeiten. / Horchen, warten. Die leere in der mitte / zum leben machen, zum nichtgesagten / als dem eigentlichen.» – «Farben aus erde. / Malen. / Licht / aus erde.» Seine Palette ist gedämpft; in «Zittergras» heißt das: viel Anthrazit, Grau, Schwarz, helles Blau, selten Gelb und wenig Rot. Die Bilder, denen oft in schöner, doch schwer lesbarer Handschrift kurze Texte (auch Fremdzitate) oder Titel beigegeben sind, zeigen wenige Grundelemente, die aber überraschend variiert werden: so wandeln sich die stelenartigen Figuren zu einer Art Pipeline, zum Gitter, zur Augenkopf-Stele, zum «Schlüsselloch Öhr». In «Zittergras» finden sich auch sitzende, meditativ wirkende Figuren und bewegte Marionetten, einmal «Kobolde» genannt, sowie maskenhafte Gesichter. – «Alles ist berührt. / Berührung schafft gestalt.»

Einsame Sinnsuche – Glücksmomente in der Natur

Die Gedichte im Bodoni-Druck «Schlüsselblume» – begleitet von kargen Holzschnitt-Zeichen und -spuren – zeugen von einsamer Sinnsuche, melancholischen Schatten, schwermütigem Grübeln, Angst, aber auch flüchtigen Glücksmomenten in der Natur, der die besten Texte gelten:

Im augenblick
wo du auf einem eisvogelrücken
den himmel wahrnimmst,
nimmt dich der eisvogel auch wahr,
fliegt auf
und trägt ihn fort.

Oder: «Das herbstlaub der bäume am wasser / tanzt auf sein spiegelbild, / treibt davon.» Als Motto ist dem Bändchen ein Satz von Robert Walser vorangestellt: «Die uralten Wunder sind noch immer mitten unter uns.» Doch nur wenige nehmen sie wahr im Lärm unserer Zeit:

Stille müsste sein
wie an frühen sonntagmorgen,
ein flüstern in der welt und worte
wären wieder möglich.

Den tatsächlichen Zustand der Welt beschreibt Nünlist mit Diminutiven, die Schrecken verschleiern: «Die welt, die welt, / dies lotterwägelchen. / Vier holperrädelchen / auf einem stolperstegelchen.» Der moderne Mensch gleicht Luzifer: «Ein bein noch im himmel / mit einem licht in der hand / ohne weg.»

Gehen
im weglosen.

Das feld bestellen,
wo keine felder sind.

Beten
ohne Gott.

Die Gottesferne ist schmerzlich und weckt Sehnsucht:

Gehen,
als wär's an einer hand,

kaum spürbar.

Irène Bourquin, Räterschen

Hinweis: Jos Nünlist, Schlüsselblume. Gedichte (Bodoni Druck 53), 80 Seiten, 30 DM; Zittergras. Texte, Bilder, Zeichnungen. 112 Seiten, 45 DM; beide im Verlag Im Waldgut, Frauenfeld 1999 bzw. 2000.

Entfremdeter Blick und historische Tiefenschärfe

Josef Brodskijs essayistische Betrachtung Leningrads aus der Perspektive von Sankt Petersburg

Der verbürgte Bericht des Petersburger Lyrikers Vladimir Ufljand über Josef Brodskijs Ausflüge in das Smolna-Kloster am Ende der sechziger Jahre überrascht durch die Verknüpfung von Ereignis und perspektivischer Einstellung.[1] Brodskij war mit Hilfe seines Lyriker-Kollegen Oleg Ochapkin, der in dem Kloster als Lagerarbeiter tätig war, in den Turm der lange Jahrzehnte zweckentfremdeten Smolnyj-Kathedrale gestiegen. Sein Klappstühlchen, auf dem er nicht nur die Aussicht auf Leningrad genießen, sondern auf dem er auch dichten wollte, war durch ein Versehen durch die offenstehende Luke in die Tiefe gestürzt, wo es einen Wachposten vor dem Gebietskomitee des Komsomolverbandes so unglücklich traf, daß dieser mit einem Notrettungswagen in ein Spital transportiert werden mußte. Die Episode hätte sicherlich nur anekdotischen Charakter, wenn Brodskij dieses Mißgeschick nicht an einem bedeutsamen kulturhistorischen, politischen und architektonischen Ort an der Peripherie von Leningrad passiert wäre. Er saß in einem von dem berühmten italienischen Baumeister Francesco Rastrelli (1700–1771) entworfenen Kirchenbau des 18. Jahrhunderts, und sein Blick fiel auf das ehemalige Kloster Kresty, das die Bolschewiki nach 1917 in ein Gefängnis umbauen ließen, durch welches Hunderttausende von politischen Gegnern und willkürlich Verhafteten in die Straflager deportiert wurden. Zu seinen Füßen befand sich das Gebäude des ehemaligen Revolutionsstabs der Jahre 1917/18, das später verschiedenen staatlichen Institutionen als Unterkunft diente.

Die bewußte Zweckentfremdung von bedeutsamen architektonischen Bauten, Zeugen der einzigartigen Petersburger Stadtgeschichte, wie auch deren Auslöschung durch willkürliche Baumaßnahmen der kommunistischen Behörden veranlaßten den jungen Brodskij, eine Reihe von Poemen zu schaffen. In ihnen wurden die barbarischen Eingriffe in die ohnehin durch die grausame Belagerung Leningrads durch die deutsche Wehrmacht in den Jahren 1941 bis 1943 schwer beschädigte Bausubstanz scharf verurteilt. In dem Gedicht «Haltestelle in der Wüste» aus dem Jahr 1966, in dem der Abriß der griechischen Kirche in Leningrad als ein Akt der Selbstvertilgung von Kultur bezeichnet wird, heißt es:

«Im Kirchengärtchen stand ein Riesenbagger/ mit einer Eisenbirne vorn am Kran./ Und klaglos gab die Kirchenmauer nach./ Nicht nachzugeben wär auch lächerlich/ für eine so massiv bedrohte Mauer.// Es mochte außerdem der Bagger meinen,/ sie sei ein unbeseelter Gegenstand/ und also, in gewissem Maße, selber/ihm gleich. Gilt in der unbeseelten Welt/ es doch als ungehörig, sich zu wehren.»[2]

Eine ebenso eindeutige und kulturhistorisch scharfsinnige Haltung gegenüber der allmählichen kulturellen Verwüstung Leningrads durch die kommunistischen Behörden ist den Essays von Josef Brodskij zu entnehmen, die er in dem in englischer Sprache erschienenen Band «Less than One»[3] publizierte. In dem Eingangsessay mit demselben Titel reflektiert der autobiographische Ich-Erzähler das Verhältnis von historischer Vergänglichkeit und Erinnerung:

«Wie bei Fehlschlägen üblich, gleicht das Unternehmen; wie auch die Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen, dem Versuch, den Sinn des Daseins zu erfassen. Beides macht, daß man sich vorkommt wie ein Baby, das nach einem Basketball greift: immer rutschen die Hände ab.»[4]

Die bewußte Reduzierung der Gedächtnisleistung[5] offenbart eine Zwiespältigkeit in der Hinwendung zu einem biographisch und historisch bedeutsamen und nicht zuletzt poetischen Ort, an dem augenscheinlich so ungeheuerliche Dinge passiert sind, daß der Dokumentarist Verdrängungsarbeit leistet. Allein auf den ersten vier Seiten des Titelessays taucht das semantische Feld «erinnern, Erinnerung» mehrfach auf. Es assoziiert die geringe Fähigkeit, sich zu erinnern, es greift eine zentrale These von Karl Marx auf, die der Essayist sofort widerlegt («Das Sein bestimmt das Bewußtsein, sobald das Bewußtsein unabhängig wird, bestimmt es das Sein»), und es verweist auf die englische Sprache, deren Gebrauch durch den Schriftsteller dessen Gedächtnisleistung noch mehr beschränke. Deshalb möchte er sich nur auf seine Geburtsurkunde verlassen, die ihm bestätigt, daß er am 24. Mai 1940 in Leningrad geboren ist. Sobald dieses Toponym genannt ist, äußert der Ich-Erzähler seine Abscheu gegenüber diesem Namen mit dem Verweis auf vox populi:

«Außerdem klingt dem russischen Ohr ‹Leningrad› als Wort bereits so neutral wie ‹Bau› oder ‹Wurst›. Und doch sage ich lieber ‹Pieter›, denn ich erinnere mich an diese Stadt in einer Zeit, wo sie noch nicht wie ‹Leningrad› aussah – gleich nach dem Krieg.»[6]

Auf diesem Erinnerungsfeld streicht der autobiographische Blick in den ersten Nachkriegsjahren über die Fassaden und Säulen, die Josephs Schulweg säumen. Die in ihm gesammelten Erfahrungen entfalten im Laufe eines Dichterlebens ein globales kultursemiotisches System:

«Ich muß sagen, daß ich von diesen Fassaden und Portikus – klassisch, modern, eklektizistisch, mit ihren Säulen, Pilastern und Stuckköpfen mythischen Getiers oder Personals –, von ihren Ornamenten und balkontragenden Karyatiden, von den Torsos in den Eingangsnischen mehr über die Geschichte unserer Welt gelernt habe, als später aus irgendeinem Buch.»[7]

Der schweifende Blick sortiert in der Erinnerungsarbeit die einzelnen Schichten in einer offensichtlich doppelten Absicht. Die von den sowjetischen Ikonen (Lenindenkmäler, Stalinmasken, Kulturpaläste) befreite oberste Schicht wird beiseite geräumt, um den tiefschürfenden Blick von Ballast zu befreien und um ihn in die Abgründe der leidgeprüften Petersburger Geschichte zu schicken.

«Daß ich es dazu brachte, diese Bilder zu ignorieren, war, glaube ich, meine erste Übung im Abschalten, mein erster Versuch auf Distanz zu gehen. Weitere sollten folgen; tatsächlich läßt sich der Rest meines Lebens als ununterbrochenes Meiden seiner lästigsten Aspekte betrachten. In dieser Richtung bin ich ziemlich weit gegangen, vielleicht zu weit.»[8]

Die zweite Intention besteht in der bewußten Wahl der Beschreibungssprache. Sie geht von der Überzeugung aus, daß «die Wörter ebenfalls die Wirklichkeit verfehlen».[9] Mit der Betonung auf die Vergeblichkeit des «ebenfalls» entwickelt Brodskij ein semantisches Feld, in dem das Gedächtnis als Gesamtheit eines kulturellen Systems zu einem Merkmal einer Zivilisation wird, die den vergeblichen Versuch unternimmt, sich ihrer Substanz bewußt zu werden. Bezogen auf die verkrustete Schicht der «sowjetischen» Kultur, die siebzig Jahre die semantischen und die lexikalischen Felder des Russischen deformiert hat, nimmt der Essayist eine dezidierte Haltung ein. Trotz der Einsicht, daß das

[1] Vladimir Ufljand, Certoza. 5-ja legenda iz mnogologii «Ot poeta k mifu», in: Iosif Brodskij. Trudy i dni. Sostaviteli Lev Losev i Petr Vail'. Moskva 1998, S.137–138.

[2] Joseph Brodskij, Haltestelle in der Wüste, in: Ders., Einem alten Architekten in Rom. Gedichte. Aus dem Russischen von Sylvia List. München 1986, S. 77–79, 77f.

[3] Joseph Brodskij, Less Than One. Selected Essays. Farrar, Straus & Giroux, New York 1986. Deutsche Ausgabe in Joseph Brodskij. Erinnerungen an Leningrad. Aus dem Amerikanischen von Sylvia List und Marianne Frisch. München 1987; wie auch Ders., Führung durch eine umbenannte Stadt, in: Ders., Flucht aus Byzanz. Essays. Aus dem Amerikanischen von Hans Christoph Buch u.a. München 1988, S. 52–75. (Dieser Essay wurde von Ingrid Tinzmann übersetzt.)

[4] J. Brodskij, Erinnerungen an Leningrad, a.a.O. (vgl. Anm. 3), S.7.

[5] «Ich erinnere mich an ziemlich wenig aus meinem Leben, und das, woran ich mich erinnere, ist wenig zwingend.» (ebd., S. 7)

[6] J. Brodskij, Erinnerungen an Leningrad, a.a. O. (vgl. Anm. 3), S. 8.

[7] Ebd., S. 9.

[8] Ebd., S.11.

[9] Ebd., S.43.

Russische eine sprachhistorische Tiefenschicht entwickelt hat, möchte er sich seiner Muttersprache bei der Auseinandersetzung mit seiner Kindheit und Jugend in Pieter nicht bedienen. Ein weiteres Motiv bestärkt ihn in dieser Absicht. Er wollte es seinen Eltern, die während der Niederschrift der drei großen Essays über die imperialen und die sowjetischen Zeitschichten noch in der Stadt an der Newa lebten, ersparen, in ihrer mit bitteren Erfahrungen angereicherten Sprache sich selbst wiederzufinden.
«Soll Englisch meine Toten behausen. Auf russisch will ich lesen, Gedichte oder Briefe schreiben. Aber Maria Volpert und Alexander Brodsky bietet Englisch eine bessere Garantie für ein Nachleben.»[10]

Atavistische Aspekte des Erinnerungvorgangs

Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Tatsache, daß ein Dichter, der aufgrund seiner komplexen poetischen Vision die Petersburger Stadtkultur mit der Lebenswelt von Florenz zu Dantes Zeiten zu vergleichen vermag[11], mit einem doppelt entfremdeten Blick seine Heimatstadt unter die Lupe nimmt? Bei der Auflösung des Rätsels von der gleichzeitigen Wahrnehmung von erlebtem Bild als optischem Eindruck und sich erinnerndem Fixieren längst vergangener Zeitschichtungen wollen wir uns den Begriff des Gedächtnisses in Brodskijs kultursemiotischer Poetik anschauen.
«Das Gedächtnis ist meiner Ansicht nach ein Ersatz für den Schwanz, den wir in dem glückseligen Evolutionsprozeß ein für allemal verloren haben. Es lenkt unsere Bewegungen, Migration eingeschlossen. Davon abgesehen, hat der Erinnerungsvorgang an sich schon etwas eindeutig Atavistisches, wenn auch nur deshalb, weil ein solcher Vorgang nie linear abläuft.»[12]
Der Versuch, die Wirklichkeit wieder zu erschaffen, ist aber nach Brodskij sowieso zum Scheitern verurteilt, weil der Blick auf vergangene Zeiten die Dinge bis zur völligen Unkenntlichkeit geglättet habe. Hinzu komme noch ein besonderes Dilemma, das an die atavistischen Erfahrungsinhalte des Erinnerungsprozesses anknüpfe. Es ist «der Schwanz, (der) leider irgendwo in Rußland hängengeblieben ist.»[13]
Das tiefverwurzelte Mißtrauen gegenüber einer Sprache, derer man sich bei der Aufarbeitung der Vergangenheit bedienen muß, begleitet Brodskijs folgende Reflexionen über das Verhältnis von Begriff, in dem die gesammelten semantischen Erfahrungen zu Hause sind, und Intuition, die die festgefahrenen Gewohnheiten in Frage stellt. Er beklagt sich über die eigentümliche Semantik, «die in einem fremden Reich wie Rußland herrscht»[14], in dem man auf seine eigenen Gewohnheiten des Begreifens und Analysierens hereinfalle, weil man das Russische benutze, um Erfahrungen zu zergliedern und dabei «seinen Verstand der Vorzüge der Intuition»[15] beraube.
Auffällig in dieser ungewöhnlichen Argumentationskette sind zwei Merkmale, deren Inhalte die kulturhistorische Darstellung von Sankt Petersburg bestimmen. Erstens: Rußland wird aus der Sicht des emigrierten Autors als fremd in kulturtypologischer Hinsicht bezeichnet. Zweitens: Die Benützung der russischen Sprache erweist sich bei dem Versuch, kulturelle Erfahrungen darzulegen, als Falle, weil die Vorstellungsinhalte vom Bösen, die die Russen nach Ansicht von Brodskij in einem sehr fortgeschrittenen Maße verinnerlicht hätten, nicht in das Bewußtsein eindringen könnten. Den entscheidenden Grund für diese Blockade sieht der Autor in der «knäueligen Syntax des Russischen», die es nicht erlaube, das freie Spiel der Assoziationen, wie im Englischen, zu üben. Beide Wertungen bilden die Grundlage für die unterschiedlichen perspektivischen Einstellungen des Ich-Erzählers bei dessen Versuch, Petersburger Kulturgeschichte durch das Prisma der sowjetischen Erfahrungsschichten aufzuarbeiten.
Dabei überlagern sich zwei ästhetisch und psychologisch gegensätzliche Positionen. In «Less Than One» und «In a Room and a Half»[16] beschreibt der Essayist aus der kindlichen und der jugendlichen Perspektive eine Stadt, die «die schönste Stadt auf dem Antlitz der Erde ist». Am Ende der «Erinnerungen an Leningrad» gelangt er zu einer distanzierten Haltung gegenüber seiner Heimatstadt. Sie erweist sich «wie der Abdruck einer riesigen Molluske namens Zivilisation. Die ausgestorben war.»[17]
Diese doppelte Bewertung der kulturhistorischen Funktion von Sankt Petersburg bzw. Leningrad setzt Brodskij in seinem Essay «A Guide to a Renamed City» fort. Ein Cicerone, ausgestattet mit einem kulturtypologischen Tiefenmesser und der mythischen Intuition eines Dichters, begleitet dort seinen Leser durch eine Stadtlandschaft, die sich durch eine besondere Eigenschaft auszeichnet. Alle bezeichneten architektonischen Gebilde und die in ihnen auftauchenden historischen Figuren sind Gegenstände in einem binär besetzten Kultursystem. Doch die Vermutung, daß die eine Wahrnehmungseinstellung sich durch ein differenzierteres Zeichensystem von der anderen unterscheidet, erweist sich als falsch. In beiden perspektivischen Einstellungen findet – im Hinblick auf die absterbende sowjetische architektonische Schicht, – eine Desemiotisierung statt, d.h. «ein Zeichenträger (verliert) seine Zeichenqualität, indem er sowohl seine semantische als auch seine pragmatische Funktion einbüßt, die das Zeichen innerhalb des Systems und seiner Institutionen wahrgenommen hat. Der Verlust der Zeichenqualität eines Elements bedeutet zwar dessen kulturelle Inaktivität, nicht aber seine Löschung; denn die ‹vakanten› Zeichen verbleiben innerhalb derselben Kultur in einer Art Reserve, die man als negativen Speicher bezeichnen könnte.»[18]
Auf diesen negativen Speicher, aus dem der kindlich-jugendliche Blick auf das Leningrad der 1950er Jahre gespeist wird, möchte ich meine folgenden Beobachtungen nicht beziehen. Vielmehr interessiert mich der schweifende und wertende Blick sowohl aus der Perspektive des reifen Kulturhistorikers als auch aus der Sicht des Dichters, der im stereoskopischen Bild des internen Sankt Petersburg die Gebäude selbst «sprechen» läßt.[19]

Blick über synchrone kulturhistorische Schnittflächen

Es gilt als abgesicherte Erkenntnis der europäischen Stadtgeschichte, daß die «Gründung von Sankt Petersburg nicht einfach die Schöpfung einer neuen Stadt, sondern der Beginn einer neuen Ära für Rußland und indirekt auch für Europa und die Welt war. Es ist deshalb nicht notwendig, die gesamte Tätigkeit Peters des Großen, des Gründers der Stadt, noch einmal zu reflektieren, um den Sinn seiner revolutionären Umgestaltungen im Lande als einen radikalen Bruch zu begreifen.»[20]
Um so verständlicher ist es, daß Joseph Brodskij in seiner «Führung durch eine umbenannte Stadt»[21] an einem Ort be-

[10] Ebd., S. 67.
[11] Vgl. dazu Michail Kreps, O poezii Iosifa Brodskogo. Ardis, Ann Arbor 1984, S. 189f. Nach Ansicht von Kreps verschmelzen in dem Poem Broskijs «...» das Bild der Stadt Florenz und des Dichters Dante. In der vielfachen Überlagerung der semantischen Schichtungen tauchen bald Dante, bald Florenz und der Arno, bald Brodskij, Leningrad und die Newa auf.
[12] J. Brodskij, Erinnerungen an Leningrad, a.a.O. (vgl. Anm. 3), S. 42.
[13] Ebd., S. 43.
[14] Ebd., S. 44.
[15] Ebd., S. 44.
[16] In der amerikanischen Ausgabe «Less than One» (New York 1986), S. 3–33 und 447–501.
[17] Joseph Brodskij, Erinnerungen an Leningrad, a.a.O. (vgl. Anm. 3), S. 45.
[18] Renate Lachmann, Die Unlöschbarkeit der Zeichen. Das semiotische Unglück des Mnemonisten, in: Anselm Haverkamp, Renate Lachmann, Hrsg., Gedächtniskunst: Raum-Bild-Schrift. Studien zur Mnemotechnik. (eds N.F. 653). Frankfurt/M. 1991, S. 111–141, hier S. 113.
[19] Brodskijs Erzähler bezieht sich oft auf jenen vom Narzißmus der imperialen Architektur gespeisten Blick, der sich selbst spiegelnd eine doppelte (entfremdete) Belichtung erzielt.
[20] Vittorio Strada, Moskva-Peterburg-Moskva, in: Lotmanovskij sbornik. t.1. IC-Garant, Moskva 1995, S. 503–515, hier S. 505.
[21] Deutschsprachige Ausgabe, in: Joseph Brodskij, Flucht aus Byzanz. Essays. Aus dem Amerikanischen von Hans Christoph Buch u. a. München 1988, S. 52–96.

ginnt, der bereits heute zum Mythos erstarrt ist: dem Lenin-Denkmal vor dem Finnischen Bahnhof, direkt an dem Ufer der Newa, das in seiner Einmaligkeit das Symbol einer neuen Welt geworden sei:

«Deklamierend steht der Genosse Lenin (...) auf einem Panzerwagen. Gestaltet ist das alles im Stil des frühen Konstruktivismus, der im Westen heute so populär ist, und insgesamt hat schon die Idee, einen Panzerwagen aus Stein herauszuhauen, den Beigeschmack einer gewissen Akzeleration, so, als sei das Standbild seiner Zeit ein wenig voraus. Soviel ich weiß, gibt es auf der Welt kein zweites Denkmal eines Mannes auf einem Panzerwagen.»[22]

Von dort richtet sich der vergleichende Blick des Essayisten auf den anderen Pol der Petersburger Stadtgeschichte, in dem sich russische Herrschaftssymbolik konzentriert. Es ist das Reiterdenkmal von Maurice Falconet, das sich drei Kilometer flußabwärts zwischen dem Gebäude der Admiralität und dem Senat, dem heutigen Staatlichen Geschichtsarchiv, befindet.

«Auf einem riesigen Granitfelsen, der von der karelischen Landenge hierhergeschleppt wurde, ragt Peter der Große empor, mit der linken Hand das Pferd, Symbol für Rußland, zügelnd, den rechten Arm gen Norden ausgestreckt.»[23]

So unterschiedlich diese Monumente in ihrer materialen Beschaffenheit und in ihrer expressiven Funktionalität sind, in einem wesentlichen Merkmal ähneln sie sich notwendigerweise. Sie sind von Gebäuden umgeben, deren staatstragende Bedeutung vor allem im Hinblick auf den Panzerwagen in beängstigender Linearität deutlich wird.

«Links von dem Mann auf dem Panzerwagen liegen der pseudoklassizistische Bau des Stadtbezirkskomitees der Partei und das weithin nicht unbekannte ‹Kresty› – das größte Untersuchungsgefängnis Rußlands. Rechts – die Artillerie-Akademie und, schaut man in die Richtung, in die sein ausgestreckter Arm weist, das höchste Gebäude, das nach der Revolution auf dem linken Newa-Ufer errichtet worden ist: die Leningrader Verwaltung des KGB.»[24]

In einem deutlich abgeschwächten Herrschaftsbereich befindet sich hingegen der Eherne Reiter, der lediglich zur Rechten mit dem Gebäude der Admiralität eine militärische Absicherung findet. Von dieser in der urbanen Topographie sich niederschlagenden Erkenntnis geht der Essayist aus, wenn er die historische Rolle der beiden Imperatoren im Hinblick auf die Architekturgeschichte von Sankt Petersburg bis nach Leningrad beleuchtet. Während der erste Imperator, ungeachtet seiner skrupellosen Haltung gegenüber den Untertanen seines Zarenreiches[25], in dem respektvollen Pieter auch unter dem kommunistischen Regime seine ungebrochene Anerkennung erlebte, ging von dem – im sowjetischen Mythos aufgebrauchten – Lenin der Ruch eines lästig gewordenen Staatssymbols aus, das es so schnell wie möglich zu verdrängen galt.

Nicht zu verdrängen aber ist jenes auf dem Reißbrett entstandene Sankt Petersburg, das in der vielfach gebrochenen perspektivischen Einstellung Brodskijs von einer doppelten Widersprüchlichkeit geprägt ist. Die besonders am Ende des 19. Jahrhunderts rasch an Bevölkerung zunehmende Stadt verliert ebenso schnell ihre so hoch gelobte Ästhetizität.

«Je tiefer die Fassaden ins 20. Jahrhundert eintauchen, um so unnahbarer sehen sie aus, unempfindlich gegen die neue Zeit und ihre Sorgen.»[26]

Barocke Stadtlandschaften versus Industriekasernen

Die so dezidiert herausgestellte Zeitlosigkeit der Stadt an der Newa, in der nur das Klima an die Gegenwart erinnere, belegt der Essay in zentralen Passagen. Sie verdichtet sich in der Wahrnehmung des Beobachters zu einem sich selbst spiegelnden Ambiente, das der aus dem Sumpfboden von Karelien gestampften Stadt ein unerträgliches Ausmaß an Narzißmus verleihe:

«Sekunde für Sekunde sich in den abertausend Quadratmetern fließenden silbrigen Amalgams spiegelnd, wird die Stadt gleichsam von der Newa abgelichtet, und diese Film-Bilder ergießen sich in den Finnischen Meerbusen, der an einem sonnigen Tag wie ein Sammelbecken all der glitzernden Abbilder wirkt. Kein Wunder, daß die Stadt bisweilen den Eindruck eines eitlen Egoisten macht, ausschließlich mit dem eigenen Aussehen beschäftigt.»[27]

Zweifellos bietet die Stadt, die nach dem Willen ihres imperialen Schöpfers sehr viel Ähnlichkeit mit Amsterdam und New

[22] Joseph Brodskij, Führung durch eine umbenannte Stadt, a.a.O. (vgl. Anm. 21), S. 52.
[23] Ebd., S. 53.
[24] Ebd., S. 53.
[25] «Unter Peter hatte ein Untertan der russischen Krone eine recht beschränkte Wahl: die Einberufung zur Armee oder den Abtransport zur Errichtung von Sankt Petersburg, wobei schwer zu sagen ist, was tödlicher war. Zehntausende starben namenlos in den Sümpfen des Newa-Deltas, deren Inseln sich kaum eines besseren Rufs erfreuten als der heutige Gulag. Mit dem Unterschied höchstens, daß man im 18. Jahrhundert wenigstens gewußt hat, was man baut, und die Chance hatte, die letzte Ölung zu bekommen und ein hölzernes Kreuz auf dem Grab.» (J. Brodskij, Führung durch eine umbenannte Stadt, in: Ders., Flucht aus Byzanz, a.a.O. [vgl. Anm. 21], S. 55f.).
[26] Ebd., S. 71.
[27] Ebd., S. 59.

UNIVERSITÄT FREIBURG SCHWEIZ
UNIVERSITÉ DE FRIBOURG SUISSE

An der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg/Schweiz (zweisprachig deutsch-französisch) ist zum 1. Oktober 2001 eine

assoziierte Professur für Dogmatik und Theologische Propädeutik in deutscher Sprache

auf einem Lehrstuhl innerhalb des Departements für «Glaubens- und Religionswissenschaft, Philosophie» neu zu besetzen.

Das Profil des Lehrstuhls umfaßt zwei Schwerpunkte:
1. Für die Studierenden des 1. Studienjahres ist ein Kurs «Theologische Propädeutik» als «Grundkurs des Glaubens» anzubieten.
2. Der Professor oder die Professorin trägt – vorbehaltlich anderer Absprachen mit der Kollegin auf dem zweiten deutschsprachigen Lehrstuhl Dogmatik – in Lehre und Forschung die Verantwortung für einen ersten Zyklus im Bereich der Dogmatik, bestehend aus Gottes-/Trinitätslehre und Schöpfungslehre/Eschatologie.

Voraussetzungen:
- Doktorat und möglichst Habilitation oder gleichwerte Leistungen im Fach Dogmatik;
- pädagogische und didaktische Kompetenz;
- Bereitschaft, neuere Entwicklungen und Ansätze in der Dogmatik in die Lehrtätigkeit zu integrieren;
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit im Departement, in der Fakultät und Universität; in diesem Rahmen sind angemessene Kenntnisse der französischen Sprache oder die Bereitschaft, sie sich anzueignen, dringend erwünscht.

Die Universität Freiburg strebt eine Erhöhung des Anteils von Frauen in Lehre und Forschung an und fordert daher entsprechend qualifizierte Frauen nachdrücklich auf, sich zu bewerben. Job-Sharing ist nicht ausgeschlossen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Curriculum vitae, Zeugnisse, Publikationsliste und Exemplare wichtiger Publikationen) sind bis zum 15. November 2000 zu richten an:
Prof. Dr. Guido Vergauwen o.p., Dekan der Theologischen Fakultät
Universität Miséricorde, CH-1700 Fribourg

York haben sollte[28], ein einzigartiges europäisches Panorama, das aus barocken und klassizistischen Stilschichten besteht. Doch der äußere Schein des architektonischen Ensembles trügt. Trotz der zahlreichen französischen und italienischen Architekten, Bildhauer und Dekorateure, trotz der wohldurchdachten Konstruktion, die sich in der Grazie und der Eleganz nicht nur der Fassaden, sondern auch der Brückengeländer und Kolonnaden widerspiegelt, trotz der offensichtlichen Vorbilder, die auf Versailles und Fontainebleau verweisen, registriert Brodskij ein eigenwilliges Gemisch aus westeuropäischer Architektur und unverkennbarer russischer Launenhaftigkeit.

«Schaut man auf das Newa-Panorama, das sich einem von der Trubezkoj-Bastion der Peter-Pauls-Festung bietet, oder auf die Peterhof-Kaskaden am Finnischen Meerbusen, so überkommt einen das seltsame Gefühl, dies alles sei nicht Rußland, sondern die durch eine laterna magica vergrößerte Projektion eben dieser Zivilisation auf eine grandiose Leinwand aus Wasser und Raum.»[29]

Die Künstlichkeit dieser architektonischen Schöpfung veranlaßt den mit scharfem Auge wertenden Essayisten zu einer Reihe weiterer Beobachtungen. Sie schlagen sich in dem Widerspruch zwischen glanzvollen Fassaden – als Ausdruck von imperialer Arroganz – und der wachsenden Unbehaglichkeit der Petersburger Untertanen nieder, die jahrzehntelang Zeugen maßloser Verschwendung von menschlicher Arbeitskraft gewesen waren. Er artikulierte sich in der wachsenden Unzufriedenheit mit der zaristischen Politik nach 1825, die ihren Ausdruck in der Unfähigkeit zu durchgreifenden gesellschaftlichen Reformen und konsequenterweise in steigenden sozialen Spannungen fand. Vor allem letztere schufen die Voraussetzungen für eine potente Literatur, die nach Brodskij «die Wirklichkeit so weit eingeholt (hatte), daß, denkt man heute an Sankt Petersburg zurück, das Erdachte vom wirklich Existierenden nicht mehr zu trennen ist.»[30]

Das anschauliche Bild von der Überlagerung zweier Zeichensysteme, deren fiktionale Umsetzung vor allem in den Erzählungen und Romanen von Nikolaj Gogol und Fjodor Dostoevskij glückte, wird von zwei gegenläufigen Wahrnehmungsmechanismen gespeist. Es reflektiert einerseits die Spiegelung der Fassaden in einer – in ästhetischer Hinsicht – sich entleerenden Landschaft, andererseits das in der russischen Literatur nach 1840 gespiegelte Unbehagen – als groteske Widerspiegelung auf der Folie der toten Seelen. Im Ergebnis der Überlagerung von gespiegelten Flächen, in denen sich der schöne Schein der Fassaden offenbarte, und der zersplitterten Welt der kleinen Leute und subalternen Beamten, entsteht eine Literatur, die sich vom höfischen Pomp abwendet und die Mietskasernen aufsucht, «die sich zwischen die klassischen Baukomplexe gedrängt (hatten)».[31]

Die Ursachen für die rasante Veränderung der sozialen Infrastruktur und deren architektonische Abbildung in den Mietskasernen der Außenbezirke von Petersburg sind auf die Entstehung großer Fabriken in der Maschinen- und Tabakindustrie wie auch riesiger Werftanlagen zurückzuführen. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt stieg von 668963 im Jahr 1869 auf 1132677 im Jahr 1897. Dieser Anstieg betraf vor allem die innerstädtischen Wohnbezirke, in denen innerhalb von 30 Jahren die Bevölkerung um rund 120 Prozent zunahm.[32]

Brodskij greift die gewaltigen demographischen Veränderungen wiederum im Zusammenhang mit zeitphilosophischen Reflexionen auf, in denen das Objekt seiner Betrachtung mythisiert wird: «Die Blitzartigkeit eines solchen Umschwungs erklärt sich damit, daß die Entwicklungsgeschwindigkeit der Stadt im Grunde keine Geschwindigkeit war: die Beschleunigung begann gleich nach der Entstehung. Ein Ort, dessen Bevölkerungszahl im Jahre 1700 gleich Null war, hatte 1900 anderthalb Millionen Einwohner. Was anderswo ein Jahrhundert gedauert hätte, zwängte sich hier in Jahrzehnte. Die Zeit gewann mythische Qualitäten, denn es ging um den Mythos der Schöpfung.»[33] Der Schöpfungsmythos offenbart sich in der komprimierten kulturhistorischen Sicht Brodskijs nach einem strukturellen Prinzip. Es kommt in der Gleichzeitigkeit von außergewöhnlicher künstlerischer Produktivität, einer Fülle von großen politischen Ereignissen sowie hohen Produktionsleistungen in verschiedenen Industrie- und Handelsbereichen zum Ausdruck. Die aufgezählten Beispiele jedoch: Kaiserliches Russisches Ballett entwickelt unter der Leitung von Anna Pawlowa die Auffassung vom Ballett als symphonische Struktur; in der Duma tagen 1906 zum ersten Mal in der russischen Geschichte ein Dutzend Parteien; der Petersburger Hafen zeichnet sich durch gewaltige Umschlagsmengen von Waren aus aller Welt aus, verweisen auf eine überraschende Wende. Noch deutet alles auf einen Aufschwung, da lauert schon der Zerfall, ahnt man die Katastrophe. Nicht umsonst jongliert der Essayist mit dem Begriff «duma», in dem das englische «doom», also Verhängnis bereits mitklinge. Mehr noch: er verweist auf antideutsche Tendenzen in der Endphase des Zarenreichs, die sich in der Änderung der Stadtbezeichnung niedergeschlagen habe: aus Petersburg wird Petrograd. Deutlicher noch habe sich ein innerer Wandel in der Atmosphäre der Stadt an der Newa abgezeichnet:

«Die einst so faszinierende Idee der Stadt schimmerte immer weniger durch das sie überziehende Gespinst aus Industrie, Politik und bürgerlicher Demagogie hindurch. Mit anderen Worten – die Stadt des Ehernen Reiters galoppierte mit riesigen Sprüngen der Zukunft einer gewöhnlichen Hauptstadt entgegen, trat dabei ihrem kleinen Mann auf die Fersen und stieß ihn vorwärts. Und eines schönen Tages traf auf dem Finnischen Bahnhof ein Zug ein; ihm entstieg ein mittelgroßer Mann und kletterte auf einen Panzerwagen.»[34]

Den strukturellen Umbruch von Sankt Petersburg hatte freilich bereits Dostoevskij in den 1870er Jahren erkannt. Ihn zitiert Brodskij mit dem Hinweis auf einen Amerikanismus, der sich in der Form von riesigen Hotels und Eisenbahnen sowie in der Mentalität der russischen Geschäftsleute ausgebreitet hatte, wenngleich die Dostoevskijschen Visionen nicht zutreffend gewesen wären. Eine andere These des Begründers der modernen russischen Prosa unterstützt Brodskij hingegen uneingeschränkt. Es ist die äußere Ähnlichkeit von Petersburg mit europäischen Großstädten, die es so westlich geformt hätten, daß es sich den Luxus leisten konnte, «sogar eine gewisse Verachtung Europas»[35] zum Ausdruck zu bringen. Diese Verachtung, die sich vor allem in der Literatur niedergeschlagen hätte, habe jedoch nichts mit der «traditionellen russischen Xenophobie zu tun, die häufig bei der Beweisführung der Überlegenheit der Orthodoxie über die katholische Kirche zum Ausdruck kommt.»[36]

Brodskij wertet das Moment der Verachtung als eine sensible Selbstreflexion der Stadt, die den Zusammenprall von gepredigtem Ideal und merkantiler Realität als eine für Rußland verhängnisvolle Entwicklung verspüre. Allerdings sei der Gegensatz von Orthodoxie zum übrigen Christentum in Petersburg kaum wahrnehmbar, «weil die Kathedralen und Kirchen von denselben Architekten entworfen wurden wie die Schlösser. So daß, solange man die Schwelle der Kirche noch nicht überschritten und auch keinen Blick auf die Form des Kreuzes geworfen hat, man unmöglich wissen kann, welcher Art Christentum dieses Gebetshaus dient; nebenbei: Es gibt in dieser Stadt auch keine Zwiebeltürme.»[37]

[28] Eine Anmaßung, die Brodskij vehement bestreitet, indem er sowohl auf die Ausgangsbedingungen als auch auf die gänzlich anderen topographischen Dimensionen verweist.
[29] Ebd., S. 59.
[30] Ebd., S. 62.
[31] Ebd., S. 63.
[32] Alle Angaben nach «Enciklopediceskij slovar», hrsg. von Brokgaus/Efron, Petersburg 1900, T. XXVIII.
[33] Joseph Brodskij, Führung durch eine umbenannte Stadt, in: Ders., Flucht aus Byzanz, a.a.O. (vgl. Anm. 21), S. 66.
[34] Ebd., S. 66.
[35] Ebd., S. 64.
[36] Ebd., S. 64f.
[37] Ebd., S. 64f.

Der Niedergang einer imperialen Stadt

Von der Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts bis zum Klassizismus Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in Sankt Petersburg eine Stadtlandschaft, die aus der imperial-russischen Perspektive das «Fenster nach Europa» darstellen sollte. Links und rechts der Newa entstand in den Visionen von Zaren und Adligen und nach den Plänen italienischer Architekten ein gigantisches klassizistisches Ensemble, das in den Reflexionen Brodskijs unter einem gattungsübergreifenden Blickwinkel erfaßt wird. Daraus entsteht ein architektonisches Ordnungsprinzip, das sich auch in den Poetiken einer langen Reihe bedeutender Petersburger Dichter niederschlug. In ihren literarischen Verfahren und visionären Fiktionen kristallisierten sich die Topoi von Glanz und Elend eines zaristischen Herrschaftsgefüges heraus, dessen Niedergang sich bereits im Kasernenstil von Nikolaus II. und dem eklektizistischen Stilgemisch am Ende des 19. Jahrhunderts abzeichnete. Für ihre aufgeklärtesten Vertreter, solche, die unter dem Einfluß modernistischer Strömungen in West- und Mitteleuropa eine Dichtung hervorbrachten, die als «Silbernes Zeitalter» in die russischen Literaturgeschichten eingegangen ist, stellte der revolutionäre Umbruch eine ästhetische Herausforderung dar. Einer ihrer weitsichtigsten Repräsentanten war der 1891 in Warschau geborene, seit 1894 in Sankt Petersburg lebende russisch-jüdische Dichter und Prosaiker Ossip Emiljewitsch Mandelstam.

In «Kind der Zivilisation»[38] setzte sich Brodskij mit den sich gegenseitig bedingenden und den eigenständigen ästhetischen Entwicklungen im Werk des Dichters auseinander. Dabei beschreibt er aus der Sicht des jungen Mandelstam das urbane Leben in Sankt Petersburg vor dem Beginn des 1. Weltkriegs:

«Die größte Prachtstraße des Reiches – den Newskij-Prospekt – säumen Kirchen aller Glaubensrichtungen. Die endlos breiten Straßen sind voller Einspänner, neumodischer Automobile, müßiger, wohlgekleideter Menschen, erstklassiger Geschäfte, Konditoreien u.s.w. Unermeßliche weite Plätze mit berittenen Statuen früherer Herrscher und mit höheren Triumphsäulen als die Nelsons.»[39]

Mitten hinein in die lärmende Hektik des modernen Lebens und in die – scheinbar noch intakte – klassizistische Ordnung habe Mandelstam seine Lyrik und Prosa plaziert, wobei er mit dem jambischen Takt seiner frühen Gedichte und den surrealen Fiktionen seiner Prosa zwei ästhetische Ordnungsprinzipien miteinander verknüpft habe, das heißt: die «klassizistische» Ruhe der Puschkinschen Poetik und die revolutionäre Unruhe einer Zeit, die die Keime des Untergangs von Rußland in sich getragen hätte. In der ersten ästhetischen Ordnung habe sich Mandelstam einen akustischen Raum für die Stimmen der großen Petersburger Poeten Gawrila Romanowitsch Dershawin (1743–1816), Jewgenij Abramowitsch Baratynskij (1800–1844) und Konstantin Nikolajewitsch Batjuschkow (1787–1855) geschaffen[40], in dem er das Kulturmodell des späten Klassizismus ansiedelte. Die zweite hingegen sei unter der Einwirkung des raschen Wandels der Sozialstruktur, der wachsenden Verunsicherung seines eigenen sozialen und künstlerischen Status und der Erkenntnis entstanden, daß die «lärmende» Zeit einer anderen Syntax bedurfte.[41] In dieser in sich aufgebrochenen Ordnung sei auf der Folie der Petersburger Themen und Motive der Zerfall einer Epoche dargelegt worden.

«Seine Dichtung wurde die einer hohen Geschwindigkeit und bloßgelegter Nerven, manchmal kryptisch, mit leicht verkürzter Syntax das Selbstverständliche überspringend. Und doch wurde sie auf diese Weise eher zu einem Gesang denn je zuvor, nicht Barden-, sondern Vogelsang, mit unvorsehbaren schrillen Doppelschlägen und Intervallen, etwa das Tremolo eines Stieglitzes. – Und wie dieser Vogel wurde er Zielscheibe für alle möglichen Steine, die sein Mutterland reichlich nach ihm warf.»[42]

Brodskij wählte sich mit Ossip Mandelstam einen bedeutenden Augenzeugen des Übergangs von einer postklassizistischen imperialen Kultur zur revolutionären «Dämmerung einer Freiheit», die in der Katastrophe des Stalinismus endete. In seiner prophetischen Dichtung, die stets «ein Akt der Erinnerung, der heroischen Verteidigung des Humanen angesichts des endlosen Terrors der Geschichte war»[43], tauchten früh die Visionen des Untergangs einer Petersburger antik-klassizistischen Kultur auf.

«Glashell Petropolis: hier gehen wir zugrunde,
Proserpina vor uns, sie herrscht und teilt,
In jedem Atemzug nur tote Luft getrunken,
Und jede Stunde ist uns Sterbezeit.»[44]

Bezogen auf die Brodskijsche perspektivische Auseinandersetzung mit «seinem» Petersburg aus dem Jahre 1979 bzw. 1977 würde in dieser poetischen Vision der Nachrevolutionszeit eine Desemiotisierung der Zeichenträger ablaufen, die sich scheinbar ausschließlich auf die augenscheinlich eben sich verabschiedende Ära beschränken würde. Doch das Ergebnis der synchronen Reflexion der Brodskijschen poetischen Bilder und das Ergebnis der doppelten Wahrnehmung der Poetik seines klassizistischen Vorgängers mag den Leser überraschen. In der Mandelstamschen «Dämmerung der Freiheit», die im Mai 1918 in einer gewaltigen Fülle von Bildmetaphern die bedrohte Kultur mit neuen Inhalten versieht, zeichnet sich eine seltsam gestörte Aufladung von Zeichen ab, deren Inhalte mit sterbenden Sonnen und einer Erde besetzt sind, die «zehn Himmel wert» ist. Der sich hier abzeichnende unversöhnliche Widerspruch zwischen der Apokalypse einer Zeit, die in sich die Keime grandioser Visionen trug, und einem historischen Augenblick, in dem die Chance zur Erneuerung abgestorbener Kulturschichten gegeben war, wird auch in der essayistischen Betrachtung von Brodskij nicht aufgehoben. Für ihn bleibt in der traumbeladenen Wirklichkeit der Weißen Nächte an der Newa, in denen die Menschen wie das Wasser keine Schatten werfen, der unaufhebbare Gegensatz zwischen versunkener Klassizität und der molluskelhaften Gegenwart erhalten.

Wolfgang Schlott, Bremen

Burg Rothenfels 2000

Gibt es eine feministische Ethik? Grundkurs Philosophie mit Prof. Dr. Annemarie Pieper (Basel) u.a. **vom 13. bis 15. 10. 2000.**

Heilige Lust – Sexualität und Erotik im Christentum mit Elisabeth Moltmann-Wendel (Tübingen), Dr. Hildegund Keul (Magdeburg), Maria Faber (Magdeburg), Dr. Maria Fander (Singen) **vom 20. bis 22. 10. 2000.**

Information und Anmeldung:
Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Telefon 09393-99999, Fax 09393-99997, E-Mail: verwaltung@burg-rothenfels.de

[38] Joseph Brodskij, Kind der Zivilisation, in: Ders., Flucht aus Byzanz, a.a.O. (vgl. Anm. 21), S. 99–117, 99.
[39] Ebd., S. 106.
[40] Brodskij nennt ihn die «große Kuppel für das Echo seiner Vorgänger».
[41] Vgl. dazu den Essayband Mandelstams «Šum vremeni» aus dem Jahr 1925, in der deutschen Ausgabe: Ossip Mandelstam, Das Rauschen der Zeit. Gesammelte «autobiographische» Prosa der 20er Jahre. Aus dem Russischen übertragen und herausgegeben von Ralph Dutli. Zürich 1985; als Fischer Taschenbuch 9183, Frankfurt/M. 1989.
[42] Joseph Brodskij, Kind der Zivilisation, in: Ders., Flucht aus Byzanz, a.a.O. (vgl. Anm. 21), S. 109.
[43] Robert C. Williams. The Russian Revolution and the End of Time, in: Ders., Russia Imagined. Art, Culture, and National Identity 1840–1995. (Middlebury Studies in Russian Language and Literature, 13). Lang, New York u.a. 1997, S. 253–298, hier S. 293.
[44] Zitiert nach Ossip Mandelstam, Tristia. Gedichte 1916–1925. Aus dem Russischen übertragen und herausgegeben von Ralph Dutli. Zürich 1993, S. 23. Das gleichnamige Gedicht stammt aus dem Jahr 1916.

Jesus im Spiegel der World Fiction

«Seit dem Tag, da Er ans Kreuz stieg, kommen die Geister nicht von Ihm los! Dabei ist seit jenen Tagen so vieles, das mit dem Anspruch auf Unsterblichkeit daherkam, längst vergessen und in Schutt und Asche», überlegt Awdij in Tschingis Aitmatows Roman «Der Richtplatz». «Warum veraltet dann das Wort Jesu nicht und verliert nicht an Kraft?» Es ist in der Tat erstaunlich, in welchem Ausmaß Jesus von Nazaret in herausragenden Romanen maßgeblicher Autoren des 20. Jahrhunderts eine literarische Vergegenwärtigung erfahren hat, die ihn über die Grenzen von Kontinenten und Kulturen hinweg zu einer der großen Menschheitsfiguren der Weltliteratur macht. Dabei haben oft gerade bekenntnishaft nichtchristliche Autoren ästhetische Maßstäbe gesetzt: in den USA etwa Ernest Hemingway, William Faulkner oder Toni Morrison, in Rußland Ilja Ehrenburg, Boris Pasternak oder Michail Bulgakow, in Lateinamerika Jorge Luis Borges, Augusto Roa Bastos oder Mario Vargas Llosa, in Europa Ignazio Silone, Nikos Kazantzakis, Gerhart Hauptmann, Anna Seghers oder José Saramago, Tschingis Aitmatow und Nagib Machfus in der muslimischen Kultur.

In einer «Jahrhundertbilanz» legt der Tübinger Theologe und Germanist *Karl-Josef Kuschel* eine umfangreiche Anthologie epischer Schlüsseltexte mit kenntnisreichen Einführungen vor, in denen Autoren mit Weltgeltung der Jesusgestalt auf eigenständig-kreative Weise Profil und künstlerisch-poetische Aktualität verschaffen.[1] Ein überaus vielschichtiges Spektrum, das von skeptisch-reservierter, ironisch-parodistischer Distanzierung (bei Anatole France, James Joyce oder Günter Grass) bis hin zu scheuer Identifikation mit dem leidenden und heilbringenden Messias reicht, wie sie eindringlich Oscar Wilde bezeugt, der, stellvertretend für viele Künstler, seine Außenseiterexistenz im Mann aus Nazaret gespiegelt sah: «Christi Platz ist bei den Dichtern.» Eine schwarze Frau als Heilerin und Schamanin im Kampf gegen Rassismus und Sexismus in Cincinnati, ein Kommunist, verkleidet als Priester in Italien, ein kriegsverweigernder Korporal des Friedens, erschossen im Krieg, verrückte Narrenfiguren, Verfolgte und Verratene, Jesus immer wieder gesehen durch die Augen von Pilatus oder Judas Ischariot: die vielfältigen Spiegel- und Stellvertreterfiguren lassen sich gar nicht alle aufzählen, mit denen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts den Galiläer als Deute-, Bezugs- und Solidaritätsgestalt bemühen für die Menschwerdung des Menschen, wo sie Jesus nicht selber auftreten lassen in Konfrontation mit den Mächtigen, ja, im Widerspruch zu Gott, wie Jorge Luis Borges und José Saramago, die von der Frage nicht loskommen: Um welchen Preis erfolgt christliche Erlösung? Ja, wie kann angesichts des Kreuzes Jesu und der Leidensgeschichte der Menschheit nach Jesu Tod Gott noch gerechtfertigt werden?

Gewiß, der Jesus der Literaten ist nicht der Jesus der Bibel oder der traditionellen Dogmatik, «nicht der *ganze,* wohl aber der *andere,* der verkannte und vergessene Jesus» (Walter Jens), dessen unbegreifliche Fremd- und Andersheit im Medium narrativer Fiktionalität überhaupt erst wieder wahrnehmbar wird gegenüber dem festumrissenen, theologisch abgesicherten, vermeintlich unangefochtenen Christus der Kirchen. Gerade Autoren wie Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch und Heinrich Böll, aber auch Gerhart Hauptmann, Ignazio Silone und Nikos Kazantzakis waren sich der letzten Unbegreiflichkeit, ja, Unheimlichkeit Jesu bewußt und versuchten seine Geheimnishaftigkeit (theologisch gesprochen: Jesu Gottesgeheimnis) ästhetisch ahnbar zu machen. Jesu Geheimnis leuchtet denn auch vor allem im Ensemble anderer großer Gestalten der Weltliteratur wie Hamlet, Hiob, Odysseus, Ödipus, Don Juan, Antigone oder Kassandra auf, deren Schicksal mythenhaft sich stets aufs neue erzählen läßt. Denn niemand in der Weltliteratur verkörpert wie Jesus «die Dialektik von Ohnmacht und Macht, Scheitern und Sieg, Niederlage und Größe». Kommt es doch nur in seiner Geschichte zu jener «einzigartigen Verbindung von Utopie, Untergang und neuer Utopie, von Liebesbotschaft, Hinrichtung und Aufrichtung; von Güte, Ausrottung und unausrottbarer Hoffnung». Die Gestalten, unter denen Jesus im 20. Jahrhundert auf ganz verschiedenen Kontinenten und in ganz unterschiedlichen Kulturräumen wieder auftritt, haben deshalb, so Kuschel, «alle etwas Gemeinsames: Sie zeigen die Macht des Untatsächlichen. Sie zeigen, daß bei allem offensichtlichen Scheitern die in Jesus verkörperte Idee des Menschen nicht widerlegt ist.»

Christoph Gellner, Zürich

[1] Karl-Josef Kuschel, Jesus im Spiegel der Weltliteratur. Eine Jahrhundertbilanz in Texten und Einführungen. Patmos Verlag, Düsseldorf 1999, 767 Seiten, DM 68.–/SFr 62.–.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)
erscheint 2× monatlich in Zürich
Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen
Redaktion und Administration:
Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)
Preise Jahresabonnement 2000:
Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 57.– / Studierende Fr. 42.–
Deutschland: DM 69,– / Studierende DM 49,–
Österreich: öS 520,– / Studierende öS 400,–
Übrige Länder: sFr. 53.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.– / DM 70,– / öS 500,–
Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich
Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch
Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil
Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Zur Titelseite

Eine Einführung in Leben und Amtstätigkeit von Erzbischof Robert Runcie findet sich in den Biographien von Margaret Duggan (Runcie. The Making of Archbishop. Hodder and Stoughton, London 1983), Adrian Hastings (Robert Runcie. Mowbray, London 1991) und Humphrey Carpenter (Robert Runcie. The Reluctant Archbishop. Hodder and Stougthon, London 1996). Die Beschlüsse und Berichte der zwölften Lambeth-Konferenz sind veröffentlicht in: The Truth Shall Make You Free. The Lambeth Conference 1988 (Church House Publishing, London und Forward Movement Publications, Cincinnati 1988), während Michael Marshall (Church at the Crossroads. Lambeth 1988. Harper and Row, San Francisco 1988) einen Bericht und Owen Chadwick u. a. (Anglican and Episcopal History 58 [1989] Heft 3/4) Analysen zur Konferenz bieten. Zu den ekklesiologischen Voraussetzungen der Lambeth-Konferenzen sind hilfreich die Studien von Max Keller-Hüschemeger (Die Lehre der Kirche im Urteil der Lambeth-Konferenzen. Gütersloh 1976) und Alan Stephenson (Anglicanism and the Lambeth Conferences. SPCK, London 1978). Das Problem der Autorität innerhalb der Anglikanischen Gemeinschaft wird ausdrücklich in der von Stephen Sykes herausgegebenen Festschrift für Bischof John Howe (Authority in the Anglican Communion. Anglican Book Centre, Toronto 1987) behandelt. Die von Erzbischof Runcie beauftragte Studie über die soziale Lage in den Städten erschien 1985 (Faith in the City. A Call for Action by Church Authorities. Church House Publishing, London 1985), eine Parallelstudie für die ländlichen Gebiete 1990 (Faith in the Countryside. Churchman Publishing, London 1990). Studien zum anglikanisch-katholischen Dialog finden sich im Sammelband von André Denaux und John A. Dick (From Malines to Arcic. The Malines Conversations Commemorated. University Press, Leuven 1997).

Nikolaus Klein